

Anmerkungen zur Ökonomie und Demokratie im Corona- und Wahljahr 2021

Steuert unsere Republik die Form einer DDR II an?
Eine Selbstvergewisserung zum Mitlesen

von Tristan Abromeit

www.tristan-abromeit.de

Textreihe 172 / April 2021

Demokratie und Menschenrechte von Karl Walker, 1947, 104 Seiten
Gedanken über Bedingungen einer Demokratie im Schatten der Diktatur.

Text 172.4

oooooooooooooooooooooooooooo

Weitere Texte zum Hauptthema

Text 172.0 Die BRD ist demokratiefeindlich! Schlussfolgerungen. TA

Text 172.1 Der Verrückte in den Dünen und die Folgen für mich als Leser.

Text 172.2 Die Einschätzung des Ist-Zustandes der Bundesrepublik Deutschen:
Die BRD ist demokratie- und verfassungsfeindlich! Tristan Abromeit

Text 172.3 Das Vorwort von *Die Natürliche Wirtschaftsordnung* von Silvio Gesell und
die Bewertung durch John Maynard Keynes in seiner *Allgemeinen Theorie
der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes ...*
Hinweisen auf den Sozialdarwinismus nicht nur negativ sehen

Text 172.5 *Die Herrschaft der Experten – Technokratie statt Demokratie* von Heinz
Hartmut Vogel, Text zur Neuauflage seines Buches *Jenseits von Macht und
Anarchie, 1963*. Wiedergegeben werden zusätzlich 3 Seiten Inhaltsangaben.
Hinweise auf die Bücher der Brüder Lothar und Dieter Vogel.

Text 172.6 Mein Schriftwechsel mit dem verstorbenen Generalstaatsanwalt Dr. Fritz
Bauer (Siehe Fußnote im Text 172.1 Seite 40)

Hinweis: Der Dritte Weg / Die natürliche Wirtschaftsordnung (NWO)
- ein programmatischer Beitrag für die grüne Bewegung
- erstellt zu Programmkongreß der GRÜNEN im März 1980 in Saarbrücken
<http://www.tristan-abromeit.de/pdf/2.0%20ddw%20Grue%201980%20neu%2012.%202003.pdf>

Hinweise auf den Verfasser

Karl Walker, Berlin, geboren 1904 zu Straßburg (Elsaß), früh elternlos geworden, in einer katholischen klösterlichen Erziehungsanstalt in Württemberg erzogen, erlernte in Pfullendorf (Baden) das Buchbinderhandwerk.

Nach Ablegung der Gesellenprüfung arbeitete er in Berliner Buchdruckereibetrieben. In diesen Jahren, kaum volljährig, begann sein Interesse an sozialen, wirtschaftlichen und kulturpolitischen Fragen zu erwachen. Starkes kritisches Denken ließ ihn die Programme der herrschenden Parteien als völlig unzulänglich oder abwegig bewerten. Mit der Unvoreingenommenheit aller Suchenden fand Walker aber jede Idee, die ihm begegnete, der Prüfung wert. So stieß er auch auf die Lehren und Ideen von *Silvio Gesell*, die dann seiner weiteren Arbeit richtungweisend wurden. Ohne eine andere Grundlage als die einfache Volksschulbildung, befaßte er sich in privaten Studien, Besuch von Kursen der Berliner Humboldt-Hochschule usw. intensiv mit volkswirtschaftlichen, sozialreformerischen Ideen, mit dem Marxismus und vornehmlich mit Geldtheorie.

Publizistisch trat Walker mit zwei Büchern hervor: 1931 „Problem unserer Zeit und seine Meisterung“ (238 S. Lauf bei Nürnberg) und 1936 „Aktive Konjunktur-Politik (155 S. Berlin-Wannsee), außerdem mit zahlreichen Abhandlungen und Beiträgen in Zeitschriften und Zeitungen des In- und Auslandes. Organisatorisch gehörte Walker nur der Freiwirtschaftsbewegung an, in der er auch nach 1933 trotz Verbot weiterwirkte.

Hauptberuflich ist Walker seit 1935 als selbständiger Unternehmer auf dem Gebiet des Chemischen Holzschutzes tätig. Zu Kriegsdiensten konnte er wegen Rückgratverkrümmung nicht herangezogen werden.

Entnommen dem Taschenbuch *Überwindung des Imperialismus*, 1946
Gestorben ist Karl Walker am 5. Dezember 1975

Eine kleine Forschungsstelle, die er mit mir hier in Mardorf einrichten wollte, konnte nicht mehr realisiert werden. TA

https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Walker

Veröffentlichungen von Walker im Archiv für Geld- und Bodenreform
<https://www.sozialoekonomie.info/archive/archiv-geld-und-bodenreform/archiv-geld-und-bodenreform-katalog-w-z.html>

Der Verleger von Karl Walker:

https://de.wikipedia.org/wiki/Rudolf_Zitzmann

Zitzmanns Vater kämpfte als „Freisinniger“ für eine bessere Gesellschaftsordnung“. Schon früh begann Rudolf Zitzmann, sich für das Verlagswesen zu interessieren. Trotz Verbot durch die Nationalsozialisten veröffentlichte er Bücher von Franz Hochstetter. Zitzmann war deswegen für fünf Jahre und fünf Monate im KZ Dachau, im KZ Sachsenhausen, dem Zellengefängnis Nürnberg und im KZ Flossenbürg inhaftiert. [



Karl Walker im Juni 1975

Anmerkungen von Tristan Abromeit vom April 2021

Es ist schon viele Jahre her, dass ich das kleine Buch von Karl Walker gelesen habe. Jetzt, wo ich selber mal wieder über Demokratie nachdenke, ist es mir wieder eingefallen. Ich habe es wieder zur Hand genommen und finde es sollte von jenen, die ein Unbehagen an unserer politischen Vertretungen und Regierungen haben, gelesen werden. Karl Walker erörtert in vier Abschnitten, die vermutlich im Nachhinein zu einem Ganzen zusammengefügt wurden, die wesentlichen Punkte, die zu einer Verfassung führen können, die die Bürger und Völker befriedet und ihrem Freiheitsbedürfnis gerecht wird.

Die Abschnitte lauten: a) Von der Weltanschauung zur Politik
 b) Vom Sinn der Demokratie
 c) Zur Parteipolitik
 d) Verfassung und Menschenrechte

Es ist nicht egal, wie eine Verfassung zustande kommt und was drin steht. In keinem Fall sollte die Verfassung als Parteiprogramm missverstanden werden. Natürlich gibt es viele Bücher über die Themen Gesellschaftsgestaltung und Demokratie. Und jeder Leser hat das selbstverständliche Recht, seine eigenen Quellen zu suchen und zu lesen, die sein eigenes Denken in irgendeiner Weise unterstützen. Aber mit Karl Walker haben wir einen Autor, der mit seinem Buch "Das Problem unserer Zeit und seine Meisterung" gegen den Untergang der Weimarer Republik angekämpft hat und schon im Zweiten Weltkrieg für die Zeit danach gearbeitet hat. Ob die von mir empfohlenen Texte schon im Krieg oder kurz danach geschrieben wurden, weiß ich nicht. Ich habe ihn zu seinen Lebzeiten nicht danach gefragt, weil wir immer Gegen-

wärtiges zu besprechen hatten. Das, was er zu bedenken gibt, ist nach wie vor gültig.

Es geht bei der Weltanschauung nicht darum eine bestimmte zu haben, sondern darum, dass wir Menschen zwar bei der Wahl und Gestaltung der Ordnungen, die wir uns geben, nicht gebunden sind, das wir aber den Ergebnissen keine Wahlfreiheit. Darum ist es notwendig die Entscheidung zur Gesellschaftsgestaltung vom wahrscheinlichen Ergebnis her zu treffen. Da das nur begrenzt möglich ist, muss das zum Tragen kommen was der Astrophysiker Peter Kafka in seinem Buch „Das Grundgesetz vom Aufstieg“ als Bedingung beschreibt: „Vielfalt, Gemächlichkeit und Selbstorganisation“. Die optimale Lösung muss sich letztlich durch die Vielfalt der Versuche herausstellen. Der Zentralismus ist dabei der Feind des Fortschrittes und der Freiheit.

In Morning Briefing von Gabor Steingart vom 7. 4. 2020 ist u. a. zu lesen:

Wer zu Beginn der Ära Biden/Harris mit einer Friedensgeste in Richtung der Chinesen oder der Russen gerechnet hatte, steht heute als geostrategischer Naivling da. Die Fronten zwischen den USA und Russland verhärteten sich weiter. Der Vorwurf Bidens an Putin, er sei ein „Mörder“, war weder Höhe- noch Endpunkt dieser Entwicklung.

Beide Seiten erhöhen derzeit den Druck im Kessel: Der Kremlchef spitzt den Konflikt zwischen Russland und der Ukraine weiter zu. Die Gefechte entlang der seit Juli 2020 vereinbarten Waffenstillstandslinie werden seit Wochen intensiver. Erst gestern wurden zwei ukrainische Soldaten von pro-russischen Separatisten erschossen. Die NATO registriert massive Truppenbewegungen der Russen in Richtung der ukrainischen Grenze. ...

Ich hatte kurz bevor ich die Zeilen von Steingart gelesen habe, ein weiteres „grünes“ Taschenbuch von Walker wieder zu Hand genommen. Es hat den Titel ***Überwindung des Imperialismus***. Es ist 1946 erschienen. Ich bringe den ersten beiden Absätze nachfolgend aus der Einleitung wieder:

Von Ursache und Schuld

Wenn wir zurückschauen auf jene Jahre nach dem ersten Weltkrieg, so muß uns heute nachträglich noch auffallen, daß damals von einer unmittelbaren Gefahr eines weiteren neuen Weltkrieges keine Rede war. Gewiß haben die Sieger von damals die Waffen nicht einfach beiseitegelegt; das war verständlich nach dem, was vorangegangen war. Aber daß man ernstlich mit einem neuen Krieg gerechnet hätte, davon kann nicht gesprochen werden - sonst wären wohl auch den Armeen Hitlers im Jahre 1939 andere Kräfte gegenübergestanden. -

Hierin liegt nun ein Unterschied zu der heutigen Weltlage, ein Unterschied, den wir nur mit Bestürzung und Beklommenheit wahrnehmen können, vor dem wir aber die Augen nicht verschließen dürfen. Heute wird schon, bevor der grauenhafteste Krieg, den die Geschichte der Menschheit aufweist, richtig beendet ist, die Möglichkeit, um nicht zu sagen die Wahrscheinlichkeit des nächsten Krieges erörtert. Es ist nicht einfach bedeutungsloses Reden und Schreiben, und es ist auch nicht neu aufkommende und immer noch vorhandene Lust am Mordhandwerk des Krieges, was uns zwingt, mit den unausdenkbaren Möglichkeiten zu rechnen, - es ist die bitterernste Sorge, daß es der Welt nicht rechtzeitig gelingen könnte, eine Ordnung des Lebens zu finden, die die Anwendung letzter Gewaltaktionen erübrigt. ...

Nach 75 Jahren hat die Weltgemeinschaft im Osten oder Westen, im Süden und Norden immer noch nicht die Situation von 1946 überwunden. Die Chancen, die mit dem Fall des Eisernen Vorhanges bestanden, wurden leichtsinnig verspielt. Walker plädierte 1946 nicht dafür, dass West-Deutschland sich wieder an einer Aufrüstung beteiligt, sondern dass die Deutschen ihren Kopf anstrengen, um die Konflikte, die zu den Kriegen führen zu lösen. Das würde natürlich nicht die Aktienkurse der Rüstungsindustrie stützen. Das können wir uns nicht erlauben, dann lieber Krieg oder?

o o o o o

Es folgt auf den nächsten Seiten
Demokratie und Menschenrechte
als Faksimile
mit Abweichung in der Größen-Wiedergabe

Karl Walker

**Demokratie
und
Menschenrechte**

RUDOLF ZITZMANN VERLAG

KARL WALKER

**Demokratie
und Menschenrechte**

RUDOLF ZITZMANN VERLAG
LAUF BEI NURNBERG

Verfasser:

Karl Walker, Gewerbekaufmann und Schriftsteller in Berlin
geboren am 4. 1. 1904 zu Straßburg (Elsaß)

*

Von Karl Walker sind erschienen:

1931

Das Problem unsrer Zeit und seine Meisterung
238 Seiten Gr.-8° (Sechste Auflage 1933)

1936

Aktive Konjunktur-Politik
155 Seiten Gr.-8°

1946

Überwindung des Imperialismus
80 Seiten 8° (Zwanzigstes Tausend)

*

Published under Military Government Information Control License No. US-E-149
* Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten * Copyright 1947 by Rudolf Zitzmann Verlag, Lauf bei Nürnberg * Printed in Germany by Werkdruckerei der Fränkischen Landeszeitung G. m. b. H., Ansbach * Erstes bis fünftes Tausend im Juni 1947 *
Sechstes bis zehntes Tausend im Juli 1947

Inhalts-Übersicht

	Seite
An Stelle eines Vorworts	6
Von der Weltanschauung zur Politik	7
Vom Sinn der Demokratie	34
Zur Parteipolitik	57
Verfassung und Menschenrechte	80

An Stelle eines Vorworts:

„. . . Wer das auszusprechen zögert, was er für die höchste Wahrheit hält, aus Angst, die Zeit könne für sie noch verfrüht sein, kann sich durch die Betrachtung seiner Tat von einem unpersönlichen Standpunkt aus beruhigen. Er muß bedenken, daß Meinungen eine Kraft sind, durch die der Charakter äußere Anordnungen sich anzupassen weiß, und daß seine Meinung mit Recht einen Teil dieser Kraft bildet — eine Krafteinheit, aus der, zusammen mit anderen Einheiten, sich jene allgemeine Kraft zusammensetzt, von der soziale Veränderungen bewirkt werden. Dann wird er begreifen, daß er seinen tiefsten Überzeugungen rechtmäßig Ausdruck verleihen darf, unbekümmert um ihre Wirkungen. Nicht umsonst spürt er in sich Sympathien für diese und Abneigung gegen andere Prinzipien.“

Herbert Spencer

(engl. Philosoph und Soziologe,
geb. 1820 — gest. 1903 in Brighton)

VON DER WELTANSCHAUUNG ZUR POLITIK

Wer sich in unserer aufgewühlten Zeit um die Fragen unserer zerrütteten Lebensordnung müht, wer zu irgendeiner Vorstellung von den Kräften und Tendenzen, von Ausgangspunkt und Richtung, von Sinn und Zweckmäßigkeit einer Neuordnung gelangen will, der muß zuerst den festen Grund einer eigenen Welt- und Lebensanschauung unter den Füßen haben.

Alles Streben nach Ordnung ist nur zu begreifen, wenn Ordnung auf irgendeinen Sinn bezogen wird; ob man einen Sinn sieht, begreift, bejaht oder verneint, davon wird also letztlich die eigene Mitwirkung, sei sie fördernd und aufbauend oder hemmend und störend, wesentlich bestimmt.

Jede Stellungnahme, jede Mit- oder Gegenwirkung geht also, auch wenn man sich dessen gar nicht recht bewußt ist, auf eine mit mehr oder weniger Bestimmtheit gewonnene weltanschauliche Orientierung zurück. Das schließt indessen nicht aus, daß einer seine Stellung wechselt und bald von diesem, bald von jenem Standpunkt aus seine Forderungen erhebt und seinen Willen mit in die Waagschale der Entscheidung wirft, — ohne sich dessen bewußt zu werden, daß vielleicht seine zweite Entscheidung seine erste aufhebt oder stört, und beide zusammen nicht Ordnung, sondern Verwirrung ergeben. — Es werden sich Beispiele aus den Erscheinungen unserer Zeit dafür anführen lassen.

Die Bedeutung, die eine ausgeprägte Welt- und Lebensanschauung für die politische Orientierung des Einzelmenschen haben kann, steht im guten wie im bösen Sinne ganz außer Zweifel. Der Mensch, der sich seinen Weg von einem inneren Kompaß weisen läßt, trifft sich mit allen, die dem gleichen Ziele zustreben, wie in geheimer Übereinkunft. Niemals ist das so gut verstanden und politisch ausgewertet worden wie im „Dritten Reich“.

Daraus sind Klippen für die neue Zeit entstanden. Man hört manchmal, wir Deutsche seien zu viel mit Weltanschauung beschäftigt; und diese Meinung zusammen mit der bösen Erfahrung der zweckgesetzten weltanschaulichen Schulung des „Dritten Reiches“ ist fast dazu angetan, die weitere Auseinandersetzung mit solchen Fragen unwillig abzulehnen. Und dennoch können wir der inneren Orientierung nicht entraten; so greifen wir in unserer geistigen Not von Fall zu Fall zu dem zusammengelesenen Bestand konfuser und ungeordneter Anschauungen zurück. Wir können nicht anders, wir müssen Klarheit haben, einfach weil uns das sinnlose Geschehen unerträglich ist.

Daß aber dieses Streben, sich von Fall zu Fall zu orientieren, seine Gefahren hat, liegt wohl für jeden Nachdenklichen klar zutage. Auch ist die Geistesverwirrung, die eine zwölf Jahre lang geübte Propaganda in die Gehirne trichterte, nicht damit überwunden, daß Schweigen darüber gebreitet wird, sondern sie löst sich erst, wenn das heilende, giftzersetzende Licht besserer Erkenntnis darauf fallen kann. Nicht zuletzt ist es aber auch ganz unabhängig von dem, was mit unserer jüngsten deutschen Vergangenheit zusammenhängt, im Hinblick auf die allgemeine Weltlage notwendig, eine Stunde der Besinnung einzulegen und die Frage nach dem Sinn und der Richtigkeit alles dessen, was wir Menschen heute machen, am Maßstab der Einsichten unserer Weisesten zu prüfen.

Es mag den Anschein haben, daß dies über die eigentlichen Sorgen unserer Zeit, über die Sorgen um Brot und Arbeit hinausgeht. Doch das scheint nur so; wo ein Ding mit tausend anderen zusammenhängt, ist es nicht müßig, auf den Grund der Dinge zu gehen, denn den Ansatzpunkt zu einem entscheidenden Verhalten findet man leichter so, als wenn man in Hast und Eile hier und dort und wieder hier herummanipuliert und in der Geschäftigkeit dieses Treibens das quälende Bewußtsein von der Hoffnungslosigkeit solcher Tagespolitik doch nicht los wird.

Aller Weltanschauung liegt — wie das Wort besagt — eine

Vorstellung von der Welt und dem Dasein zugrunde. Diese Vorstellung mag in Millionen Köpfen sich in millionenfacher Differenziertheit abzeichnen; auf die grundlegenden Fragen nach dem Sinn des Lebens und nach den Möglichkeiten einer Höherentwicklung bezogen, gibt es dennoch nur die einfache Stellungnahme: *Ja* oder *Nein*. So kommt es im tiefsten Grunde nicht darauf an, daß jeder von uns ein bis zu den letzten Dingen völlig geklärtes Weltbild in sich trägt oder gar, daß wir über Gott und Welt und Dasein alle die gleiche und „objektiv richtige“ Vorstellung haben. So etwas gibt es nicht und kann es nicht geben, weil diese Dinge von uns nur so begriffen werden können, wie es unserem individuellen Vorstellungsvermögen entspricht. Alles begriffen zu haben und über die letzten Dinge so oder so im klaren zu sein, das glaubt in der Regel nur der anmaßende Unverstand derjenigen, die kaum bis an die Schwelle der Erkenntnis gelangt sind, während die Einsicht der Weisen sich der Grenzen und der Fragwürdigkeit unserer Vorstellungen bewußt ist.

Ist es uns also in der Begrenzung unseres Fassungsvermögens nicht möglich und kann dies darum nicht von uns gefordert werden, die letzten Geheimnisse ergründet zu haben, so bleibt doch bestehen, daß wir, wie wir uns auch wenden mögen, in den für die Spanne unseres Daseins trotz allem wichtigen Fragen, ob das Leben einen höheren Sinn haben kann und ob der Glaube an Fortschritt und Höherentwicklung seine Berechtigung hat, Stellung nehmen. Mit dieser Stellungnahme trennen sich die Geister, sei es bewußt oder unbewußt, in die Kräftegruppen, die aus ihren Vorstellungen heraus fördernde, vorwärtsdrängende oder zerstörende, hemmende Energien entfalten. — Und das Element der Unklaren, der Unentschiedenen, Hin- und Hergezerrten, das dazwischensteht, schlägt seine Energien bald hier, bald dort zu, womit es aus der Mangelhaftigkeit seiner Orientierung heraus den Nachen unserer Lebensfahrt in seiner Unberechenbarkeit in beängstigende Schwankungen versetzt, ohne die Ursache dafür im eigenen Verhalten zu erblicken.

*

Der erste Ansatz aller Philosophie besteht nicht in einer These, in einer Behauptung, sondern in einer Frage. Die Antwort zu finden, das ist die Aufgabe. Auf *Erkennen* kommt es an, erkennen, was ist; es steht alles im Buch der Welt, was war, was ist und vielleicht sogar einiges von dem, was sein wird. Wer indessen die Frage stellt, gebe sich die Antwort nicht forsch und schnell-fertig selber, sondern er schweige, — horche einmal in die Stille einer Sternennacht hinaus und suche die Zeichen zu entziffern, in denen das Werk der Schöpfung geschrieben ist und zu uns spricht. —

Es sind nicht die Laute einer menschlichen Sprache, nicht die Lettern geläufiger Fraktur oder glatter Antiqua, welche uns die Antwort auf unsere Frage vermitteln; es sind unendlich größere Zeichen, die die Zeiten überdauern mußten und weiter überdauern und die eine stumme, aber doch gewaltige Sprache sprechen. Sie zu verstehen, das eben nennen wir „Erkennen“. — Dem Menschen ist mit dem Erkenntnisvermögen, mit der Vernunft, als einzigem Geschöpf dieser Erde der Schlüssel zum Verstehen dieser Zeichen gegeben.

Gewiß sind Vernunft und Erkenntnisvermögen, wie alles Menschliche, begrenzt; und ebenso wie es falsch wäre, von der größten Gabe der Schöpfung, die der Mensch vor anderen Lebewesen voraus hat, keinen Gebrauch zu machen, ebenso ist es falsch, die Funktionen des Denkvermögens zu überschätzen. In gewisser Hinsicht ist das letztere als die sich vom Streben nach Erkenntnis loslösende intellektuelle Überheblichkeit sogar die größere Gefahr, und *Nietzsche* wußte, warum er in zornigem Hohn der oberflächlichen Vermessenheit menschlicher Vernunft entgegentrat: *„In irgendeinem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Tiere das Erkennen fanden. Es war die hochmütigste und verlogenste Minute der „Weltgeschichte“; aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Atemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Tiere mußten sterben.“* (Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn.)

Nichts kann die Winzigkeit und Fragwürdigkeit alles stolzen Wissens so klar ins Bewußtsein rücken, wie die Besinnung auf die Unendlichkeit des Alls.

Und dennoch — lasset das Gestirn dieser Erde aus der Perspektive der Milchstraße unwichtig sein — wer ist so groß, das so werten zu können? — es bleibt doch, daß diese Perspektive nicht die unsrige zu sein hat, weil sie es nicht sein kann, denn unser Platz ist hier; und die Minute, nach der im Weltgeschehen das Werden und Vergehen des irdischen Lebens bemessen sein mag, diese Minute hat für uns vor hundert Jahrtausenden begonnen, und niemand weiß zu sagen, wie lange sie noch nach unserem menschlichen Zeitmaß dauern wird. Für uns ist dieser Erdenstern der wichtigste.

Wie immer die Erscheinungen des Seins auf andern Gestirnen des Weltalls sein mögen — auf diesen unseren Stern hat der Atem der Schöpfung *organisches Leben* gesenkt.

Soll in dieser Tatsache ein Sinn zu erkennen sein? Soll sie mehr bedeuten als eine Zufälligkeit, wie etwa das Verwehen eines Samenkorns nach einem fremden Lande? —

Nach dem Stande unseres heutigen Wissens scheint organisches Leben auf den benachbarten Gestirnen nicht feststellbar zu sein — und wenn es wäre, würde auch das nicht gegen den höheren Sinn einer solchen Lebensentwicklung sprechen —. Es ist auf jeden Fall etwas Ungeheuerliches, was sich in der anorganischen Natur mit der Entstehung organischen Lebens begeben hat. Wenn das Spiel der Kräfte, die wir als Gesetze der Physik in der anorganischen Natur walten sehen, zu einer für unsere Begriffe bereits faßbaren Harmonie von Werden und Vergehen und neuem Werden führt und so im tieferen Sinn des Wortes auch „Leben“ genannt werden kann, dann ist mit der Entstehung organischen Lebens das Tor zu neuen Bezirken des Seins, zu höheren Lebensformen aufgesprengt. Ist das ein chemisch-physikalischer Zufall aus dem Tiegel des Universums, wie etwa die Erfindung des Schießpulvers oder des Porzellans in unserer kleinen Menschenwelt? — oder geht die Entstehung des organischen Lebens auf das Walten eines

Willens zurück, von dem wir uns in der Winzigkeit unseres eben erst entfalteteten Erkenntnis-Vermögens noch keine rechte Vorstellung machen können — oder doch nur eine menschliche? —

Dieser Wille, diese Kraft, diese Macht, die den Gestirnen ihre Bahn vorschreibt und den inneren Aufbau der Materie in eine unwandelbare Gesetzlichkeit zwingt, diese Macht, die auch die Entstehung des organischen Lebens bewirkt haben muß, ist für uns Menschen, seit wir über die Schwelle des Erkennens geschritten sind, das große Rätsel unseres Daseins, das Rätsel GEIST, GOTT, LOGOS; kein Name kann den Begriff erfassen. — Aber wenn alles, was ist, nach einer für das Begriffsvermögen des Menschen sinnvollen Ordnung und auf diese Ordnung zu beziehenden erkennbaren Zweckmäßigkeit aufgebaut ist, dann muß der Geist, der das erkennen und werten kann, vom gleichen Geiste sein wie der, der es bewirkt. Es ist darum nicht gar so unverständlich, daß der Mensch sich Gott in Menschengestalt vorstellt und glaubt: „Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbild.“ — Höhere Einsicht und Welterkenntnis hat diesen Gottesbegriff verändert und gewandelt. Aber es bleibt, daß der Geist, der allem Sein das Gesetz gibt, mit jedem seiner Werke nicht einfach Zufälligkeiten ins Universum stellt, sondern Vorhergehendes sinnvoll vollendet und Zukünftiges vorausbestimmt und sich von *nichts und niemandem* — auch nicht von einem neuen Zufall — *die Bahn seines Willens durchkreuzen läßt.*

Dieses Letzte einzusehen, darauf kommt es an. Wenn die Entstehung organischen Lebens dem Willen der Schöpfung entspricht, dann wird dieses köstliche Neue — menschlich gedacht — auch unter der sorgenden Obhut des Logos stehen. Es kann dieser Obhut nicht entraten. Alle Elemente der anorganischen Natur können die gleißende Gluthitze kosmischer Nebel und den eisigen Atem endlos scheinender Nacht überdauern, aber das organische Leben, die ersten Zellen im Urweltschlamm unserer Erde brauchen Schutz vor der Glut, wie auch Schutz vor dem Eishauch der Finsternis.

War nun alles gut und richtig im Bau der Welt? — Richtig auch unter dem Aspekt dieser Notwendigkeiten?

Das Begriffsvermögen der „Tiere, die das Erkennen fanden“, hat Jahrmillionen, nachdem das alles schon war, einen tiefen Einblick in die Gesetzlichkeit getan, nach der sich die anorganische Natur bewegt und gestaltet. Eines dieser physikalischen Gesetze besagt, daß alle Körper und Stoffe im Zustande ihrer stärksten Erhitzung (zu glühenden Gasen und Nebeln verdampft) auch die stärkste Ausdehnung ihres Volumens aufweisen und mit zunehmender Abkühlung sich mehr und mehr auf ein geringeres Volumen zusammenziehen.

Dieses Gesetz, das seit undenkbaren Zeiten seine Gültigkeit hat, dem nichts sich entziehen kann, was unter den Begriff Materie fällt und das in den fernsten Sonnensystemen genau so gelten dürfte, wie es in der rußigen Dorfschmiede einer kleinen Menschensiedlung gilt, in welcher der Meister den weißglühenden Eisenreif um das Wagenrad legt, wohl wissend, daß er nach dem Erkalten erst richtig sitzen wird, dieses Gesetz also macht bei einem einzigen Stoff — und auch hier nur in einer einzigen Lage — eine Ausnahme, beim *Wasser*. —

Auch Wasser dehnt sich wie andere Stoffe bei Erhitzung aus. Bei $+ 100^{\circ}$ C beginnt es in Dampf überzugehen, bei $+ 400^{\circ}$ C ist dieser Wasserdampf völlig gasförmig, trocken. Mit der Abkühlung tritt wieder eine Verdichtung zu Dampf, zu Niederschlägen, zur Rückbildung in den flüssigen Zustand ein. Im flüssigen Zustand verbleibt es bis herunter zu 0° C, dem Gefrierpunkt. Der Gefrierpunkt ist beim Wasser derjenige Punkt der Temperatur, bei dem es wie alle andern Stoffe sich vom flüssigen Zustand in den festen wandelt. — Beim Eisen beispielsweise liegt der Gefrierpunkt bei $+ 1200^{\circ}$ C und wird, von der andern Seite her gesehen, „Schmelzpunkt“ genannt, denn seine feste Form ist für uns die gewöhnliche, wie umgekehrt bei Wasser die flüssige Form die gewöhnliche ist. — Aber während alle Stoffe mit zunehmender Abkühlung und dies bis zum Übergang vom flüssigen in den festen Zustand sich ausnahmslos auf ein fortgesetzt geringer werdendes Volumen verdichten,

hört die Verdichtung des Wassers bereits kurz vor der Erreichung des Gefrierpunktes, nämlich bei $+ 4^{\circ}$ C auf. Und an diesem Punkt erfolgt nun nicht einfach nur ein Stillstand, sondern es erfolgt entgegen dem für alle Materie geltenden Naturgesetz in Umkehrung desselben bei weiterschreitender Abkühlung wieder eine *Ausdehnung*. Im Zustande der durch die Abkühlung unter 0° C erfolgten Erstarrung weist das Wasser als Eis eine Volumenzunahme von einem Elftel auf *).

Einst war kein Mensch, kein Tier und keine Pflanze auf diesem Stern; aber die Erdrinde war erkaltet, die Wasser hatten sich niedergeschlagen, und Festland und Meere hatten sich getrennt. In diesen Urwelttagen mochte die Stunde der Erwekung organischen Lebens gekommen sein. Noch ist es wie im Mutterschoß in den Gewässern, aus denen es sich nährt und in denen es sich entwickelt. Im Wasser schwebende einzellige Wesen teilen sich, verbinden sich, aus einem werden zwei; es entstehen bleibende, merkwürdig entwicklungsbeffissene Zellverbindungen, Organismen, pflanzenähnliche Tiere oder tierähnliche Pflanzen, Algen, Muscheltiere, Krebse, Tang, Quallen, Seesterne, Korallen — eine immer reicher und farbiger schillernde Fülle von Leben.

Wird dieses Leben den Fährnissen des Daseins gewachsen sein? Es ist in eine Welt gekommen, in der eine harte und gewaltige Gesetzlichkeit gilt, die zwar der anorganischen Natur nichts anhaben kann, die aber den andersartigen Daseinsbedingungen des organischen Lebens tödliche Gefahr bedeutet. Die Gluthitze der dörrenden Strahlung des Tagesgestirns und die eisige Kälte der Winternacht würde das organische Leben

*) In dieser vereinfachten Darstellung liegt eine gewisse Ungenauigkeit. Tatsächlich ergibt sich nämlich auch bei Metallen eine Abweichung von der Grundregel. Im Augenblick der Wandlung vom flüssigen in den kristallinen Zustand ist z. B. auch beim Eisen eine Ausdehnung zu beobachten; das Metall macht eine Änderung seiner Aufbauordnung durch.

Trotz ähnlichen oder gleichartigen Verhaltens in diesem Punkt sind indessen beim Wasser doch wesentliche Besonderheiten festzustellen, die im Zusammenhang mit den Daseinsbedingungen des organischen Lebens von Wichtigkeit sind.

nicht überstehen. — Und doch übersteht es sie, denn das Element, in dem es Jahrtausende seiner Entwicklung verbringt, absorbiert, verschluckt die tödliche Hitze der Sonnenstrahlung und macht als wichtigstes Element in der Natur an dem Punkt, an dem die Gefahr akut wird, die Ausnahme von einer allgemein naturgesetzlichen Regel: es dehnt sich bei erfolgter Abkühlung unter $+ 4^{\circ}$ C wieder aus, wird im Übergang vom flüssigen in den festen Zustand leichter und *verbleibt* in diesem Zustand; so bildet es bei einbrechender Kälte auf Grund des Unterschiedes im spezifischen Gewicht eine schwimmende, schützende Decke, unter der das Leben in Geborgenheit den kommenden Sonnentagen seiner Zukunft entgegenreift. — Würde diese einzigartige Umkehrung eines Naturgesetzes nicht sein, dann würden die abkühlenden Massen der Gewässer nach unten sinken, die Eisbildung würde von Grund auf beginnen, es wäre keine Entwicklung höheren organischen Lebens möglich, und kein Sonnenstrahl des Sommers könnte die Eismassen der Tiefe auftauen, so daß vielleicht der größte Teil der Erde, von der mehr als sieben Zehntel ihrer Oberfläche Wasser sind, in ewiger Eiszeit verharren würde.

Ist das alles ein „Zufall“, oder dürfen wir aus diesen Zeichen, die sich der Besinnlichkeit des forschenden Menschengesistes so erschließen, die Deutung ziehen, daß jenem rätselhaften Willen, der dem All sein Gesetz gegeben hat, das organische Leben auf diesem Stern wichtig ist? Nach einem alles Sein durchdringenden Willen geht eine geisthafte Strahlung ungezählter Gesetze durch Raum und Zeit und Materie, und nie ward eine Abweichung, eine Ausnahme oder eine Änderung festgestellt, aber der eine Machtstrahl eines Naturgesetzes, der das organische Leben mit tödlicher Sicherheit vernichten, in die Nacht des Nichtseins zurückstoßen würde, — er macht vor dem unscheinbaren, nur mikroskopisch wahrzunehmenden Protoplasma, der Urzelle, Halt und kehrt sich um, als ob der Wille der Schöpfung ihm entgegengewirkt oder als ob der Weltgeist die Gestalt, in die er sich zu verkörpern begonnen hat, die er durch Jahrtausende wandeln und in der er in ferner Zukunft die

Schöpfung noch reicher gestalten wird, als es durch die Mechanik physikalisch-chemischer Gesetzmäßigkeiten der anorganischen Natur möglich ist, nicht durch die für das gesamte Universum zweckmäßigen Gesetzmäßigkeiten selbst vom Dasein ausschließen wollte. Es ist wiederum nur menschlich gedacht — aber anders können wir uns auch nicht verständlich machen: die Macht, von der die Gesetzlichkeit ausgeht, kann wohl als einzige auch die Macht sein, vor der die Gesetzlichkeit Halt zu machen hat, wenn eine höhere Absicht dies bedingt.

Wir wollen uns nicht im Mystizismus verlieren, aber wer vermag sich der zwingenden Gewalt solcher Einsicht zu verschließen, die man am schmutzig-grünen Tümpel eines Dorfteiches mit dem bescheidenen Bestand unseres Schulwissens genau so gewinnen kann wie im Laboratorium des Wissenschaftlers und in den Hallen der Gelehrsamkeit?

Ist nicht der Vorgang eigentlich das größte Wunder des Universums? Die Tat des Schöpfers — wieder menschlich gedacht — die es ihm erlaubt, selbst in die eigene Schöpfung einzudringen und dereinst in der geschaffenen Hülle von Fleisch und Blut zu wirken? Braucht es noch mehr, um zu begreifen, daß das organische Leben einen höheren Sinn hat als den, nur da zu sein, wie die Gestirne, wie mechanische Bewegung, wie Fels und Wasser und alle andern Elemente? Im Plan der Schöpfung hat alles seinen Sinn, und wenn der Keim der neuen Daseinsformen so augenscheinlich unter der Sorge des Weltengeistes steht, dann läßt er es sich nicht nehmen, dieses Leben dahin zu führen, wohin es nach seinem Willen gelangen soll. —

*

Ungeheure Zeiten müssen verstrichen sein, ehe der Keim des organischen Lebens, sich aus dem Anorganischen nährend, die beiden Zweige Fauna und Flora in eine klare Entwicklungsrichtung gebracht hat. Es entstanden Wesen, die zu Pflanzen wurden, und Wesen, die sich zu Tieren entwickelten, und noch heute gibt es in den Meerestiefen die Zwischenstufen, denen die Fortentwicklung nach der einen oder andern Richtung ver-

sagt war und die durch Millionen Jahre fortzeugend nur immer wieder wurden, was sie vor grauer Urzeit schon waren.

Aber andere Träger des Lebens haben den Willen der Schöpfung zur Wandlung und Höherentwicklung weiter erfüllt. Es entwickelten sich in der einen Richtung Algen, Tange, moosartige Pflanzen, alles in der Grenzzone vom Wasser zum Land und mit der Richtung auf das Land; üppige Schachtelhalmgewächse, Baumfarne, Nadelbäume folgen, in der Kreidezeit bereits Blütenpflanzen und Laubhölzer. In der andern Richtung, im Lebenszweig der Tiere, kommen nach den einfachsten Formen der Quallen, Muscheln, Schnecken, Würmer, Krustentiere endlich Knochenfische, Echsen, Reptilien, Amphibien, Flugsaurier, Vögel und Säugetiere; das Leben windet sich aus dem Element, in dem es Jahrmillionen sich entwickelt, auf Höheres vorbereitet hat, heraus an die Gestade eines andern Seins, es stößt in den darüberliegenden Daseinsbezirk des festen Landes vor. —

Die Old-red-sandstone-Schichten des Devon, der 3. geologischen Periode aus dem Altertum der Erde, *„weisen die versteinerten Überreste eines Fisches Ceratodus auf, dessen Gattung heute noch als Lungenfisch lebt; er besitzt zur Atmung außer seinen Kiemen eine zur primitiven Lunge umgebildete Schwimmblase. In den vordevonischen älteren Schichten finden wir keinerlei Landwirbeltiere, erst nach dem Old-red füllen sich die Schichten mehr und mehr mit ihnen. Die vergleichende Anatomie lehrt uns, daß unsere Lunge eine umgebildete Schwimmblase ist (vgl. u. a. Alex Goette, Zool. Jahrb. Bd. 21); ferner durchlaufen wir in unserer Embryonalentwicklung ein Stadium mit Kiemenspaltung. Die Kiemenatmung entspricht physiologisch unserer Lungenatmung, denn nicht das Wasser wird chemisch in Sauerstoff und Wasserstoff zersetzt, sondern der Fisch entnimmt aus dem durch seine Kiemen streichenden Wasser die eingepreßte Luft, er könnte also auch mit seinen Kiemen außerhalb des Wassers atmen, wenn diese sich nicht durch das Austrocknen verklebten. Tatsächlich machen Fische längere Wanderungen über Land, wie etwa die Hechte, wenn sie nicht genügend Futter in ihrem Teich*

mehr finden“ (s. Friedrich Würzbach: Erkennen und Erleben S. 190/91).

Vorstehende naturwissenschaftliche Feststellung ist im übrigen bei dem Autor, von dem sie hier zitiert wurde, nicht einfach Naturwissenschaft an sich, sondern es handelt sich in diesem Zusammenhang in dem Kapitel die „Legende vom Fisch“ um eine mit starker Überzeugungskraft gegebene Sinn- deutung von etwas Höherem; die Entwicklung des Fisches ist „neben ihrer biologischen Tatsächlichkeit ein kosmisches Ge- schehen“, die geheimnisvolle Kraft des Lebens ringt sich in einzelnen seiner Träger, die dem Willen der Schöpfung gehor- chen und den Weg in das Unbekannte wagen, — wie unser Fisch ihn wagte, flußaufwärts bis zu den Ufern eines ungeahn- ten andern Daseins — zu einem höheren Sein auf. „*Das öde Land bevölkerte sich, tausend lebendige Formen entfalteten sich bis zu einem aufrechten Wesen.*“ Die andern Fische aber, die diesen Weg nicht mitgingen, „*lebten ruhig weiter in ihrem Ele- ment, das sie trug, und die Gesetzlichkeit der Schwimmblase gilt für sie in alle Ewigkeit*“ (S. 190).

Weitere Jahrmillionen mußten vergehen. Unvorstellbar sind die Gefahren, denen das vordringende Leben auf dem unwirt- lichen Erdenstern noch begegnet. Bersten der Erdrinde und mächtige vulkanische Entladungen sind Urweltkatastrophen für alles Lebende im Bereich solcher Ereignisse. Wälder von Urgewächsen, Schachtelhalmen und farnartigen Bäumen werden verschüttet, samt dem Getier untergepflügt, und werden unter dem Druck der darauf lagernden Massen im Laufe der Zeiten zu Kohle. Gebirge steigen zum Himmel, sicher nicht still und leise in friedlicher Majestät, sondern von Erdstößen begleitet mit einem Donnern und Rollen, das durch die Kontinente dröhnt — und was in den Bereich dieser Faltenbildung der Erdoberfläche gerät, wird einfach zermalmt und verschluckt.

Dann folgen Klimawechsel, die Eiszeiten des Erdaltertums für ganze Kontinente, Überflutungen, Auftauchen neuen Lan- des, alles Getier des Wassers dem Tode ausliefernd und Unter-

gang bereits belebten Festlandes, womit dies höher entwickelte Leben gleichfalls dem Sterben verfällt.

Aber der Wille zum Sein hat sich über den Erdball verbreitet. In tausend und abertausend Gestalten, von den winzigen Mikroben bis zu den mehr als 20 Meter messenden und 35 000 kg schweren Kolossen der Saurier, bricht eine Fülle organischen Lebens in das Dasein. Es ist wie ein Baum, der viele Zweige entfaltet, Zweige, die in fernen kommenden Zeiten noch wachsen und leben, und Zweige, die absterben, verdorren und nicht wieder zum Leben zu wecken sind. — Und in der aufstrebenden Krone dieser Lebensentfaltung wird endlich ein Wesen, das aufrecht über die Erde geht und das Erkennen findet. — Wieder hat das organische Leben einen Schritt in eine höhere Daseins-Region getan. —

*

Sichere Zeichen vom Auftreten des Menschen finden sich in Europa in der Periode vor der letzten Eiszeit, die sich über eine halbe Million Jahre erstreckt haben soll. Die Forschung glaubt aber, die Spuren des Menschen noch weiter zurück bis in die Zeiten des Tertiär verfolgen zu können. Was ist das Erkennen, das den Menschen vom zurückbleibenden Tiere trennt, ihn zu Höhen steigen läßt, von denen das Tier gar keine Vorstellung hat? Es ist das *Bewußtwerden der Gesetzlichkeit der Welt*.

Ein Wesen ist nun da, das den Willen der Schöpfung versteht, noch nicht umfassend, aber doch beginnend. Ein Wesen, das aus seinem Begreifen heraus der rätselhaften Macht des Weltengeistes seine Hand leihen kann zu Werken, die nie aus der seit Ewigkeit waltenden, vom gleichen Schöpferwillen gesetzten Ordnung der anorganischen Natur allein entstehen würden. —

Feuer zuckt im Blitzstrahl zur Erde und zündet den dürren Baum; Feuerfunken stieben aus dem Fels, wenn der Stein-schlag stürzenden Gerölls darüber fegt; alles das hat die lebendige Kreatur seit unendlichen Zeiten schon gesehen und ist

zitternd und angstvoll davor geflohen — nur ein Wesen findet, an der Schwelle des Begreifens stehend, den Mut, dem Feuer nahezutreten, und fühlt in sich den Drang, den Stein gegen den Stein zu schlagen, um selber Feuer zu machen. —

Das Feuer wird fortan nicht mehr aus der Entwicklung der höheren Lebensform des Menschen hinwegzudenken sein; der Mensch wird es sich dienstbar machen, wird einstmals Erze schmelzen und Metalle im Feuer schmieden und die Energien der Wärme zur Vervielfältigung seiner Kräfte nutzen. Er wird die Energien bändigen und selbst entfalten, die im Blitzschlag zur Erde zucken, und kein anderes Geschöpf wird ihm jemals auf diesem Wege folgen. —

Wohl hat das Leben eine Vielfalt von Möglichkeiten erschlossen, der Erdraum war zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Gattungen von Lebewesen vorherrschend unterworfen, und es gibt philosophische Phantasien, die auch die Herrschaft des Menschen als vorübergehend ansehen und mit einem zukünftigen Reich der staatenbildenden Insekten rechnen. Das sind Verirrungen der Phantasie. Nie wird ein Lebewesen, auch wenn es nach dem Prinzip staunenswerter Zweckgliederung seiner Einzelindividuen zu einer größeren Einheit eines Kollektiv-Wesens geworden ist, sich über ein Wesen erheben können, welches das Feuer beherrscht, Metalle bearbeiten kann, im Buche der Weltordnung zu lesen und die Gesetze der Schöpfung anzuwenden versteht. Die Staaten der Termiten und Ameisen sind erstarrte Formen, und gerade der vollendete Kollektivismus ist es, an dem die Höherentwicklung scheitert, denn das Erkennen kann nicht in das Begriffsvermögen eines Kollektivs, sondern nur in das Begriffsvermögen eines Individuums eindringen. Ein Individuum aber, das zu irgendeiner höheren Einsicht gekommen ist und dabei der Ordnung des Kollektivs verhaftet bleibt, kann ja den Weg, den die höhere Einsicht fordert, nicht gehen. —

Alle Höherentwicklung ist nur in dem Wesen möglich, in dem der göttliche Funke der erkennenden Vernunft glüht und mit den hiervon ausgehenden Kräften die Gestaltung des Seins

formt und bestimmt. Nur der Mensch ist in diesem Sinne auf dem Wege einer Höherentwicklung.

Sind vom Anfang der Menschwerdung — dieses Wort in seiner wahrsten Bedeutung genommen — bis zu unserer Zeit vielleicht 100 Jahrtausende vergangen, so fällt die größere Spanne dieses Zeitabschnitts sicher auf die Erringung der einfachsten Anfänge folgerichtigen Denkens und Handelns. Erst mußten die Laute zur Sprache gebildet werden, um die immerhin vielfältigen Eindrücke und Erkenntnisse den gleichartigen Wesen mitteilen zu können; und erst die Sprache gestattete es, errungenes Wissen den folgenden Generationen weiterzugeben. Aber zur Sprachentwicklung gehört bereits größere Gruppenbildung, um die es in der Eiszeit noch schwach bestellt sein mußte. Nach der Eiszeit erst, vor 25 000 bis 40 000 Jahren hat der Mensch mit Sicherheit seine schwerste Zeit überstanden.

Jetzt wird die Erde freundlicher, und die äußeren Bedingungen des Lebens werden besser. Wieder breiten sich Pflanzen und Tierwelt über den Erdball aus, und das Wesen, das denken kann, macht Fortschritte in seiner Entwicklung, fertigt Werkzeuge und Waffen für den Kampf mit stärkeren Tieren, versteht mit Feuer umzugehen, unterwirft sich Tiere, zähmt und züchtet sie und wird zum Herrn über alle Kreatur. Neben der Zähmung und Züchtung der Tiere wurden die Kunst des Ackerbaus und die Fertigkeit der Metallbearbeitung zu markanten Meilensteinen seines Aufstiegs.

Zur Kunst der Sprache kommt die Kunst der Schrift; Zeichen für Begriffe zu setzen, um so erworbenes Wissen um die Geheimnisse der Weltgesetze, um ihre Deutung und Anwendung den kommenden Geschlechtern zu überliefern, das trägt den Menschen wahrhaft in steile Höhen, denn jetzt kann jede Generation weitermachen, wo die vorhergehende aufgehört hat, und ist der Notwendigkeit enthoben, die ganze Summe des Wissens sich selbst immer wieder von neuem zu erarbeiten oder im Gedächtnis zu bewahren. Es ist eine einzige klare Linie des Aufstiegs, und jetzt erst, in allerjüngster Zeit, vor nur 3000 bis 4000 Jahren, beginnt die Geschichte der Menschheit.

wie wir sie aus der Überlieferung von Wort und Schrift und Bild kennen.

Wer wollte leugnen, daß der Mensch auch in diesen letzten drei oder vier Jahrtausenden mit Riesenschritten zu weiteren Höhen gestiegen ist? — Eine unvorstellbare Summe von Erkenntnissen haben sich ihm erschlossen; kein einzelner Mensch kann sie alle erfassen. Aber irgendwie sind sie doch die Grundlagen seines Daseins. Naturkenntnis, Philosophie, Religion, Wissenschaft, Kunst, Technik, — es ist alles in unser Leben verwoben und nicht mehr hinwegzudenken.

Aber wer wollte andererseits behaupten, daß mit dem bisher Errungenen jener Grad von Vollkommenheit erreicht sei, der eine Fortsetzung des Aufstiegs nicht mehr gestattet? — Und gehört nicht zur Erkenntnis außer der Entdeckung und Aufspeicherung von Wissen und Einzeleinsichten auch die Einfühlung in die Tendenzen der Schöpfung, des Weltenlaufs? Aus dieser Einfühlung allein gewinnt der Mensch die richtige Haltung und findet den Schlüssel zur rechten Anwendung des gewonnenen Wissens. Es kann gar keine Frage sein, die Menschheit ist in keiner Weise auf der Höhe einer Entwicklung, die eine ihren bisherigen Aufstieg vollendende Krönung bedeuten kann. Wenn die Entwicklung des organischen Lebens von der Urzelle an über Jahrmillionen hinweg durch die gefahrvollsten Epochen der Erdentwicklung unter der rätselhaften Obhut eines unbegreiflichen Willens den Menschen als das Höchste im Reiche des Lebendigen gebildet hat, dann ist dieser Mensch, so wie er heute im Erdendasein steht, noch nicht fertig — dann ist die Höherentwicklung Gewißheit, und alle Ansätze menschlicher Kulturen mit ihrem Zusammenbrechen in Kriegen und Kämpfen und sozialen Erschütterungen, mit neuen Ansätzen und abermaligem Zusammenbrechen sind Kinderkrankheiten der jungen Menschheit, die bei richtiger Einordnung in die Geschichte des organischen Lebens doch erst im Frühstadium ihres Seins stehen kann.

*

Noch einmal sei es hier gestattet, mit diesen Darlegungen, die wenigstens im Ansatz die weltanschauliche Fundierung eines unerschütterlichen Glaubens an die Höherentwicklung und den Fortschritt bedeuten, Gedanken und Überlegungen eines schon zitierten Autors zu verbinden und auf Friedrich Würzbach zurückzukommen. Der Glaube an die Höherentwicklung allein genügt nicht, unser eigenes Leben in die richtige Bahn zu bringen. Wenn Friedrich Würzbach auf Grund eigener biologischer Studien und Forschungen auf dem Gebiet vorzeitlicher Lebewesen zu dem Eindruck kommt, „als hätte alle Kreatur die Bestimmung, durch die Jahrmillionen und durch alle Schichten und Wandlungen der Erde hindurch die Stafette eines geheimnisvollen, wichtigen Auftrages weiterzugeben und zu sichern“, so ist das tiefste Geheimnis des Lebens, der Sendung oder Berufung des Menschen, in der Tat gerade erst angeschlagen. Wohin der Weg gehen wird, das können wir nicht wissen; es tut auch nicht not, dies zu wissen, so wenig, wie es für den Lungenfisch aus dem Erdzeitalter des Devon eine Notwendigkeit war, sich dessen bewußt zu werden, was der Sinn seines Vordringens sein kann. Aber der Fisch, der den Weg des Bruders nicht mitging, der „die Stafette des kosmischen Auftrages fortwarf“, er blieb, was er war, bis auf den heutigen Tag, eine Abzweigung vom Baum des Lebens, aus der es kein Zurück und keinen Aufstieg mehr gibt. —

Die biologische Ursache dieser Erstarrung einer Lebensform, die sich in der Folgezeit noch unzählige Male gleichartig zeigte, sieht Friedrich Würzbach in der Erschöpfung der fortbildenden zeugenden Kräfte des Keimplasma. „Hier sind Möglichkeiten der Entwicklung im Keimplasma zugrunde gegangen; es hat den Anschein, als verarme das Keimplasma, wenn sein Träger, das Soma, sich durch die Jahrtausende mit den gleichen Lebensbedingungen begnügt, — aus dem unerschöpften zeugenden Lebenswillen ist ein erschöpfter Lebenswille geworden, ein Wille zum Dasein, zur Anpassung“ (s. S. 198) . . . — „Den unerschöpften zeugenden Lebenswillen besitzt als lebendige Kreatur nur noch der Mensch; als vollkommenes Individuum ist er der verantwortungsvolle Erbe des ganzen bisherigen Lebens in einer

Linie und nicht ihr Endresultat; er ist nur eine Station auf dem ungeheuren Weg des Lebens“, denn „wir sind mehr als das Individuum, wir sind die ganze Kette noch, mit den Aufgaben aller Zukünfte der Kette“ (Nietzsche W.z.M. 687).

Von diesem Herd der unerschöpften Energien gehen alle Impulse zu einer Höherentwicklung aus. Dennoch wird man sich nicht vorstellen dürfen, daß der Mensch als Gattung in kollektiver Geschlossenheit den Lebensweg nach oben fortsetzen wird. Was seit Jahrmillionen geschah, kann wiederum geschehen, daß Teile der Gattung an der Schwelle zu höheren Lebensbezirken zurückbleiben und sich im Lebenselement primitiver materieller Bedürfnisbefriedigung heimisch machen. So spricht F. Würzbach davon, daß nur der „Günstling der Natur“ den unerschöpften zeugenden Lebenswillen noch in sich trägt; und der „Günstling der Natur“ ist — wenn wir richtig verstanden haben — der Typus Mensch, der mit mehr oder weniger Bewußtsein intuitiv den Willen der Schöpfung erfaßt, — auch da oder gerade da, wo er nicht mit der Mechanik verstandesmäßigen Denkens begriffen werden kann — und sich willig in den Strom des kosmischen Geschehens einordnet. Der andere Typus, der „Große Kopf“, ist der Mensch, der hingegen nur gelten lassen kann, was ihm durch das Organ seiner Sinne übermittelt wird. Für ihn hat das Sein keinen höheren Sinn, er weiß nichts mehr von einer Berufung. Die Welt ist ihm ein Gespinnst von physikalisch-chemischen Gesetzmäßigkeiten, von Prinzipien der Energie und der Bewegung, von der Materie ausgehend, usw., die er sich alle in seinen Kopf pfpöpft und mit denen er glaubt, nach eigenem Ermessen und eigener Zwecksetzung schalten und walten zu können. Das Gehirn seiner Genies schneidet er in Scheiben, verfolgt den Lauf der Windungen und weist nach, daß keine Seele, kein Geist darin zu finden war. Er hat sich in den äußeren Erscheinungen des Seins verirrt, die tiefinnere geistige Verbundenheit mit dem Kosmos, mit dem Geheimnis des Weltwillens, mit Gott — wie man ihn auch verstehen will — hat er verloren. Er ist „aufgeklärt“ — und es befällt uns ein Frösteln, wenn er sich offenbart. —

Die Tatsache, daß sich der zeugende, schöpferische Geist, um sich in den Regionen der Materie überhaupt verständlich zu machen und in Erscheinung zu treten, des Gehirns, der Hand und der Sprache der höchstentfalteten lebendigen Form bedient, ist diesen Menschen „Beweis“ dafür, daß der Geist ein Produkt der Materie darstelle. —

So ist also zum Beispiel die Neunte Symphonie Ludwig van *Beethovens* einfach nur ein interessantes Produkt eines anormalen Gehirns, aufgebaut auf den mathematisch so gut wie unendlichen Kombinationsmöglichkeiten von Schwingungen, welche wir Töne nennen. — Es ist „materialistisch-naturwissenschaftlich“ alles ganz einfach und klar — und man kann es sogar auf eine Walze übertragen und beliebig oft herunterspielen lassen. — Geist und Gott und Seele haben in den Vorstellungen des Materialismus keinen Raum. —

Die Verirrung in die Denkrichtung, in die Weltanschauung dieses Menschentypus ist eine tödliche Gefahr, und ein wesentlicher Teil der Auflösungserscheinungen unserer modernen Welt rührt aus dem Wirken dieser Haltlos gewordenen her. Sie haben nämlich aus den Forschungsergebnissen der Naturwissenschaften gerade soviel begriffen, um den Glauben an einen persönlichen Gott, an Himmel und Hölle über Bord werfen zu können. Und mit diesem Schritt der Abkehr vom Kirchenglauben fühlen sie sich auch jeder Verpflichtung frei und ledig. Alles Tun und Lassen ist ihnen eine reine Zweckmäßigsfrage, und den Zweck setzen sie aus den Triebkräften ihrer Wünsche, Phantasien und Spekulationen selber. Nie wären Gaskammern, Verbrennungsöfen und Verseifungsanlagen für Menschen gebaut worden, wenn solches Denken dem nicht vorausgegangen wäre. — Nihilismus als Verneinung von ethischen Werten und Verbindlichkeiten ist nur im Zustand völliger weltanschaulicher Haltlosigkeit möglich. Man unterschätze die daraus erwachsenden Gefahren nicht — denn sie sind noch nicht alle an uns vorüber.

Und doch ist das hier nicht wegen dieser Gefahren gesagt, sondern aus tiefer wurzelnden Gründen, die nichts mit Zweck-

denken zu tun haben, wie Platos „königliche Lügen“. Ethische Forderungen können in unserer modernen Welt nicht auf Täuschungen, nicht auf der Konservierung eines überholten Kirchenglaubens aufgebaut, aber auch nicht auf den Bajonettspitzen der Macht präsentiert werden, sondern sie müssen sich aus unserer Einstellung zur Welt und zum Kosmos mit überzeugender Selbstverständlichkeit ergeben.

Es würde über den Rahmen unserer Aufgabe hinausgehen, zu kirchlich-religiösen Dingen Stellung zu nehmen. Dennoch läßt sich nicht übersehen, daß wir von ganz einfachen, jedermann zugänglichen naturwissenschaftlichen Einsichten her zu einer Grundanschauung von Welt und Dasein kommen, die uns den Menschen mit der gleichen verpflichtenden Verbindlichkeit in den Kosmos eingeordnet erkennen läßt, wie die Anschauung des tief-religiösen Menschen. Gott hat uns geschaffen und will, daß wir seinen Willen tun; der Wille, der das Univesum in Gang hält, hat auf dieser Erde auf eine wundervolle Weise und mit einer Beharrlichkeit, die sich über Jahrmillionen erstreckt, das organische Leben geschaffen, zur Höhe entwickelt, den Menschen aus Erde gebildet, er hat den Menschen die Erkenntnis finden lassen. Erkennen heißt aber: den Willen des Weltengeistes zu erkennen, denn die Gesetzlichkeit des Alls ist ja dieser rätselhafte Wille.

Wenn aber uns Menschen mit der Erkenntnis, mit dem Wissen und der Anwendungsmöglichkeit unzähliger Naturgesetze ein Anteil von göttlicher Macht in die Hand gegeben ist, so ist es nicht und kann es nicht der Sinn sein; mit Teilen der uns verliehenen Macht gegen den ewigen Willen des Schöpfers, gegen den Sinn seiner Schöpfung zu handeln. Dieser Wille ist älter und gewaltiger als der unsrige, und er wird auch die Spanne unseres Erdenlebens überdauern und in Jahrtausenden noch weiterwirken. Wir Menschen stehen dem Sinn der Weltentwicklung gegenüber erst auf der Schwelle des Begreifens, es ist unmöglich, selbst nach unserer bescheidenen Logik, daß uns Entscheidungen, Handhabungen der Naturgesetze nach *unserem* Gutdünken und in den von unserem Intellekt be-

stimmten Kombinationen gestattet und anvertraut sein könnten, die vielleicht nicht mit dem Sinn des Schöpfungsplans in Übereinstimmung stehen, der Weltentwicklung eine andere Richtung und einen andern Sinn geben. Der Wille, auf dem die Schöpfung beruht, duldet nicht — auch wenn es keine Gottpersönlichkeit ist —, daß seine Absichten durchkreuzt werden. Es greift zwar kein Erzengel mit flammendem Schwert ein; aber der Weltwille ahndet die Abweichung von seinem Streben — durch die Folgen, die das nicht in seinem Geist vollbrachte Werk auslöst. —

Aus diesen Einsichten heraus ergibt sich eine einzige klare Folgerung, die wiederum bei vorbehaltloser Weltaufgeschlossenheit und ohne Verbindung mit den Formeln und Dogmen irgendeines Kirchenglaubens in Übereinstimmung zu bringen ist mit der Anerkennung der gleichen Verpflichtungen, die der Gläubige in den Gesetzestafeln von Sinai als Gottesgebote achtet.

Wir Menschen müssen, ob wir an die Gottpersönlichkeit oder an das Geheimnis des Logos, der Weltvernunft glauben, auch den Willen anerkennen, der den Kosmos durchdringt. Anerkennung bedeutet, daß wir ihn zu verstehen und uns ihm einzuordnen suchen. Noch ernster und inbrünstiger müssen wir nach Erkenntnis streben. Nur in der Erkenntnis liegt die Weisung, was wir tun sollen, ob wir Gotteskinder sind oder uns zu Gott entwickeln, in beiden Fällen ist es das Gesetz unseres Seins, unseren Willen dem vor uns schon von Ewigkeiten her wirkenden höheren Willen nicht entgegenzustellen, sondern ihn diesem anzugleichen, mit ihm in Übereinstimmung zu kommen. Wer das nicht tut, der sündigt, wider Gott oder wider den Sinn der Welt — es ist dasselbe.

Unsere Anschauung von Welt und Dasein birgt also die Einsicht, daß ein ordnender Wille das All durchdringt; wir kommen zu der beglückenden und erschütternden Erkenntnis, daß dieser Macht, der die Sonnen gehorchen, das Werden und Wachsen organischen Lebens auf diesem Erdplaneten wichtig war. Wir selbst sind die höchstentfalteten Träger dieses Lebens

und können nicht anders, als an die alles Bisherige krönende Weiterentwicklung zu glauben; so fühlen wir uns von der Strömung eines kosmischen Vorganges getragen und sind in glückhafter Übereinstimmung mit den Tendenzen der Schöpfung bereit, unser Streben dem höheren Willen anzugleichen. Und das ganze Geheimnis dieses Strebens ist: unser gesamtes Sein, unsere Lebensordnung, Wirtschaft und Kultur in die höhere, nicht von Menschen nach selbstgesetzten Zwecken ausgedachte und in Paragraphen gefaßte *natürliche Gesetzmäßigkeit* der Dinge einzubetten. Weltanschauung hat ihre Konsequenzen.

*

Soll man die Welt ordnen? — oder soll man sie zu ihrer eigenen Ordnung kommen, ihre inneren Tendenzen ausschwingen lassen? — Diese Fragestellung, die schon vor zweieinhalb Jahrtausenden in den Schülern von *Kung fu tse* als den Verfechtern der Gesetzgebung einerseits und den Anhängern von *Lao tse* als den Verkündern der Allgesetzlichkeit andererseits die Gegensätzlichkeit der Meinungen heraufbeschwor, ist bis auf den heutigen Tag die Grundfrage, die allem Bemühen um die Lebensordnung unter den Menschen voransteht. Je nachdem, wie der Mensch glaubt, dieser Frage gegenüber sich einstellen zu müssen, wird er sich auch in die Kräftegruppen einordnen, die für diese oder für die andere Art von Ordnung kämpfen und wirken.

Wenn die Überlieferung berichtet, daß der junge *Kung fu tse* den Weisen *Lao tse* aufgesucht und von ihm zur Begeisterung hingerissen worden sei, so ist dennoch die im ungestümen Tatendrang aus der höheren Gesetzmäßigkeit herausgelöste und auf das Gutdünken und Zweckdenken des menschlichen Intellekts gegründete Gesetzgebung, wie *Kung fu tse* sie lehrte, bei aller großartigen Wirksamkeit keine lebendige, natürliche Ordnung, sondern etwas Starres, Lebensfeindliches, für den Tag Erdachtes, morgen Überholtes, mit inneren Widersprüchen Belastetes. „Konfuzius“ ist heute mancherorts der scherzhafte Titel für die Verfechter von Ungereimtheiten und Konfusion.

Kung fu tse (Confuzius) geht nicht von der großen Linie einer Weltordnung aus, mit dem Bestreben, die Lebensordnung der Menschen damit in Übereinstimmung zu bringen; sondern er macht „Tagespolitik“, gibt seine Lehren und Ratschläge von Fall zu Fall, strebt dahin, Ordnung, aber willkürliche gesetzte Ordnung, in feste Normen zu bringen, für jede Lebenslage ihre Norm ein- für allemal — und verwickelt sich in der Vielfalt dieser scheinbaren Notwendigkeiten in Widersprüche; aber das Reich der Mitte übernimmt solche Ordnung und erstarrt darin. — Oft noch haben in der weiteren Entwicklung der Menschheit, in anderen Völkern und späteren Zeiten die Prinzipien der Gesetzgebung gegen das Waltenlassen des Lebens gestanden. Der Mensch hat das Organisieren erfunden — und verfällt dem Irrtum, aus eigenem Zweckdenken heraus die beste Lebensordnung gestalten zu können. Es läßt sich nicht leugnen, „Ordnung“ hat er damit zuweilen geschaffen, indessen keine lebendige Ordnung, wie sie der Kosmos will, sondern eine starre, tote, gegen welche die Kräfte des Lebens in unbändigem Freiheitsdrang immer wieder aufstanden, eine Ordnung, die der Gewalt bedurfte, um sich zu halten, — und die dann doch stürzen mußte.

Platons Staatsidee ist die Konstruktion einer solchen Ordnung, und was *Lykurg* als Gesetzgeber Spartas durchführte, ist das verfehlte und zum Untergang verurteilte Experiment des anmaßenden Intellekts, der die Ordnung auf seine ausgedachten Zwecke abzustellen strebte.

Friedrich Schiller beschreibt in seinen staatsphilosophischen Abhandlungen die Gesetzgebung des *Lykurg* und holt dann zu einem Urteil aus, das von zeitloser Gültigkeit ist:

„Man muß eingestehen, daß nichts Zweckmäßigeres, nichts Durchdachteres sein kann, als diese Staatsverfassung und daß sie, in ihrer ganzen Strenge befolgt, notwendig auf sich selbst hätte ruhen müssen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, so würde ich mich eines großen Irrtums schuldig gemacht haben. Diese bewunderungswürdige Verfassung ist im höchsten Grade verwerflich, und nichts Traurigeres könnte der Menschheit be-

gegenen, als wenn alle Staaten nach diesem Muster wären gegründet worden. Es wird uns nicht schwer fallen, uns von dieser Behauptung zu überzeugen.

Gegen seinen eigenen Zweck gehalten, ist die Gesetzgebung des Lykurgus ein Meisterwerk der Staats- und Menschenkunde. Er wollte einen mächtigen, in sich selbst gegründeten unzerstörbaren Staat; politische Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wozu er strebte, und dieses Ziel hat er soweit erreicht, als unter seinen Umständen möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen Lykurgus sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erste flüchtige Blick abgewonnen hat.

Alles darf dem Besten des Staates zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. — Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln, hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen sein.“ —

Das Phänomen, um das es hier geht, ist unverkennbar dies, daß der Mensch immer, wenn er selber ohne Orientierung an höheren Gesichtspunkten nach eigenen Wunschbildern und eng gefaßten Idealvorstellungen die Zwecke setzt und die Mittel zur Durchführung seiner Absichten nach dem Maß seiner Verstandeskräfte bestimmt, sich einfach grauenhaft vergreift, Unordnung und Chaos stiftet, Gewalt anzuwenden genötigt wird, um zu halten, was nicht zu halten ist und zuletzt doch zusehen muß, wie die elementaren Kräfte einer von anderen Tendenzen getragenen Entwicklung den Bau der eingebildeten Ordnung niederreißen.

Es ist, wie wenn der Mensch auf halbem Wege der Erkenntnis, von unangebrachtem Selbstgefühl geschwellt, der Vorstellung verfällt, jetzt könne er den Lauf der Welt bestimmen

— und daraufhin, ohne nach Schöpfungs-Sinn und Weltbestimmung noch etwas zu fragen, mit den ihm bis dahin zu-gefallenen Kenntnissen zu schalten und zu walten beginnt, wie er es für seine Zwecke für richtig hält. Der Schöpfer aber sieht — bildlich gesprochen — dem Treiben zu, sieht wie es ganz woanders hinläuft und läßt es scheitern an Gründen, die der Selbstherrliche da unten übersehen hat. —

Ungeheuerliches Material würde sich aus der Geschichte der Menschheit zur Illustration dieser immer wiederkehrenden Verirrung beibringen lassen. Nie hat Menschenwille, wenn er gegen die Tendenzen der Weltentwicklung, gegen den Fortschritt des Lebens irgend etwas fest zu gründen und zu verteidigen suchte, sei es eine Religion, eine Weltanschauung, eine Staatsform oder eine Gesellschaftsordnung, den Sieg davongetragen. Immer hat der Sinn der Weltentwicklung sich wieder Bahn gebrochen. Alle Versuche, erdachte und zweckbestimmte Verhältnisse mit Schwert und Feuer zu verteidigen — im 20. Jahrhundert noch mit Organisationstechnik —, haben nur Chaos heraufbeschworen, die Gewalten gegeneinandergeführt, die in Kriegen, Religionskämpfen und Revolutionen zusammenprallten und an deren Ende sich doch stets der Ausblick in die vorher versperrten Möglichkeiten wieder eröffnete.

Wo und solange aber an Stelle einer zweckgesetzten und auf Gewalt gestützten Ordnung die Ordnung des Waltenlassens, der Freiheit herrschte — auch diese freilich in mancherlei Gradunterschieden —, da zeigten sich auch die Ansätze, die Knospen und Blüten einer Kulturentwicklung, wie sie des Menschengeschlechts würdig ist und von ihm erwartet werden kann. —

Nichts ist im Plan der Schöpfung — auf die Entfaltung des organischen Lebens bezogen — *so wichtig wie die Freiheit*. Mit der Freiheit steht und fällt der höhere Sinn der Lebensentwicklung. Wenn alles das, was seit Jahrmillionen sich entwickelt hat, in seiner Bahn bleiben soll, dann kann der Wille der Schöpfung nicht dulden, daß die eben erst zur Erkenntnis

Erwachten auf Grund der Unzulänglichkeit ihrer Einsichten eine Ordnung gründen, die keinem, der darin zu leben hat, den weiteren Aufstieg freigibt. Das wäre die Blockierung des Weges, auf dem die Menschheit sich bewegt.

Es würde dem Mystizismus derjenigen, die Gott nur als Persönlichkeit begreifen können, sicher zusagen, wenn in solchen kritischen Stunden der Weltentwicklung die Hand Gottes erscheinen und wie im Palast des Nebukadnezar die Warnung in flammender Schrift an die Wand schreiben würde. — Aber so geht das nicht. Und doch erscheinen die Zeichen der Warnung; man muß sie nur zu lesen verstehen — natürliche Warnungszeichen, die manchmal mit greifbarer Deutlichkeit schon zeigen, was kommen wird. Und dann ballen sich die Kräfte — wer hat sie gerufen? —, die die Blockierung wegsprengen, die auf dem Wege der Menschheit lag. Es kann in Jahrhunderten und Jahrtausenden Errungenes dabei zugrunde gehen, das ist möglich, aber der Weg wird wieder frei. Gewiß ist nur, daß die Kräfte, die dem Aufstieg dienen, immer stärker sind, als die Kräfte der Beharrung und des Niedergangs. Wäre es anders, dann wäre die Welt längst zugrunde gegangen, denn sie besteht ja nicht erst seit gestern, und das Prinzip ihres Laufes, das Stärkeverhältnis zwischen den aufwärtsstrebenden, aufbauenden, und den in die Tiefe ziehenden, zerstörenden Kräften ist von Anbeginn an so ausgewogen, daß der Aufstieg sich sozusagen mit mathematisch-logischer Gewißheit aus dem Überwiegen seiner Kräfte ergibt. —

Ist es notwendig, jetzt noch auszusprechen, daß Weltanschauung einen wegweisenden, praktischen Wert auch für unser heutiges Leben hat? Ist nicht in dem Begreifen der aus fernster Vergangenheit über unser Dasein hinweg in die weite Zukunft gespannten Zusammenhänge die Weisung klar zu erkennen, woran wir glauben dürfen, ohne die Erde unter den Füßen zu verlieren, und wie wir uns verhalten sollen?

Wir dürfen an den Fortschritt glauben, und wir sollen die um uns waltende Gesetzlichkeit der Natur, des Daseins, der Lebenstribe zur Geltung kommen lassen und *mit* dem Wirken

dieser Gesetzlichkeit — nicht *gegen* sie — die Ordnung zu gestalten suchen, die unsere höhere Lebensform erfordert. Darin liegt Freiheit, daß wir uns in unserem Tun und Lassen unmittelbar an der Weisung des Geistes, an Erkenntnis und Einsicht und an der Stimme der Natur orientieren — nicht aber an den Anordnungen, die der irrende Intellekt des Bruders uns aufzuzwingen trachtet — das ist die Unfreiheit, die wir nicht ertragen. —

Wenn wir Ordnung konstruieren, die nicht mit den Tendenzen der Natur, Trieben und Anlagen der Menschen in Übereinstimmung zu bringen ist, wenn sich die Notwendigkeit ergibt, Zwang anzuwenden, um sie durchzusetzen, dann ist diese Ordnung falsch und gegen den Sinn der Welt gerichtet. Konflikte zwischen den auf eine weit wesenhaftere und höhere Harmonie ausgerichteten Tendenzen der Natur und unseren ausgedachten Plänen können nur auf einen Fehlgriff unseres menschlichen Intellekts zurückgehen, — denn die Natur irrt nicht —. Unser Vergehen, unser Versäumnis, unser Mangel besteht in diesem Falle darin, uns nicht an der Erkenntnis orientiert, nicht auf Übereinstimmung mit der höheren Gesetzlichkeit hingewirkt, uns selber eben wieder zu viel angemaßt zu haben. Das aber geht nie gut aus! —

Wir sollten also wohl — das ist der politische Sinn solcher Weltanschauung — in unserem Bemühen um die Gestaltung einer lebendigen, freiheitlichen Lebensordnung die Kräfte, Tendenzen und Triebe der Menschenwesen — Hunger und Liebe in allen Formen und Abwandlungen bis zum Streben nach Wohlstand, nach Anerkennung, Freiheit und Ruhm — als naturgegebene Kräfte einsetzen und — noch einmal gesagt, *mit* diesen Kräften und nicht gegen sie die Harmonie einer Ordnung zu gestalten suchen.

Nicht die Willkür selbtherrlichen Verstandes, die etwas ausdenkt, was sie für Ordnung hält und mit Gesetzen, Verboten, Anordnungen, Zulassungen, Genehmigungen, Kontrollen und Strafen dem Leben aufzwingt, kann wirkliche Ordnung schaffen, sondern allein die Einsicht, die die höhere Gesetzlich-

keit erkennt und sich von dieser Erkenntnis führen und leiten läßt, — statt Dinge durchzusetzen, die niemals möglich sind. —

Literatur: Wilhelm Bölsche: Die Schöpfungstage, Verlag E. Haberland/Leipzig 1930; Hans Driesch: Philosophie des Organischen, Verlag Quelle & Meyer/Leipzig 1928; Ernst Goldbeck: Der Mensch und sein Weltbild, Verlag Quelle und Meyer/Leipzig 1925; Ricarda Huch: Der Sinn der Heiligen Schrift, Insel-Verlag/Leipzig 1919; Friedrich Nietzsche, Volks-Nietzsche, Siebenstäbe-Verlag/Berlin 1931; Hans Reichenbach: Atom und Kosmos, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H./Berlin 1930; Friedrich Würzbach: Erkennen und Erleben, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag/Berlin 1932; Paul Krannhals: Das Organische Weltbild, Verlag F. Bruckmann/München 1928; Raoul H. Francé: Die Waage des Lebens, Alfred-Kröner-Verlag/Leipzig 1929; Friedrich Schiller: Gesetzgebung des Lykurgus. Meyers Klassiker-Ausgaben, Band 10, Bibliographisches Institut Leipzig-Wien.

VOM SINN DER DEMOKRATIE

Vielleicht ist das, was sich seit dem Beginn dieses 20. Jahrhunderts, wie es scheint, unaufhaltsam zur Krise der gesamten abendländischen Welt entwickelt hat, gar nicht so sehr oder jedenfalls nicht im letzten Grunde auf die Verstrickungen der Politik in irgendwann einmal begangene Fehler, unangebrachte machtpolitische Tendenzen, Kriege und Kriegsfolgen zurückzuführen; jedenfalls nicht insofern, als die Vermeidung etwa des Säbelrasseln von Wilhelm II. den Weltkrieg und die Vermeidung des Weltkrieges den Zusammenbruch des deutschen Kaiserreiches und des zaristischen Absolutismus, Revolutionen, Versailler Vertrag und alle Störungen der vorherigen Ordnung bewirkt hätte, und die Vermeidung dieser Vorgänge wiederum den zweiten Weltkrieg ad infinitum. Obwohl der kausale Zusammenhang nicht zu leugnen ist, dürfte eine solche Betrachtung doch allzusehr an der Oberfläche der Erscheinungen haften bleiben.

Die Lebensordnung der Menschen verlangt offensichtlich eine Entwicklung, die den differenzierteren Daseinsbedingungen des entfalteten Lebens gerecht wird. Ist es in der Frühzeit der

menschlichen Entwicklung verhältnismäßig leicht, die Probleme der Gemeinschaftsordnung: Rechte und Pflichten, Arbeit, Tausch, Eigentum, Leben, Ehe, Kult und Religion und dergleichen zu überblicken, können also hervorragende Menschen alle diese Dinge für die Horde, für den Stamm oder für das Volk einigermaßen befriedigend ordnen, so wachsen die Schwierigkeiten zusehends mit dem Fortschreiten der Entwicklung. „*Je weiter die Zivilisation fortschreitet*“, schrieb der spanische Philosoph *J. Ortega y Gasset* ein Jahrzehnt vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges, „*um so verwickelter und schwieriger wird sie; die Probleme, die sie uns heute aufgibt, sind höchst verzwickte. Aber immer kleiner wird die Zahl der Menschen, die solchen Aufgaben gewachsen sind. So erweist sich z. B. die Wiederherstellung Europas nach dem Weltkrieg als eine allzu komplizierte Aufgabe, zu deren Lösung die Köpfe fehlen.*“

Darin liegt die Problematik der sozialen Ordnung in unserer modernen Welt überhaupt; die Köpfe haben nämlich nicht erst nach dem ersten Weltkrieg, sondern schon vorher gefehlt. Richtiger ausgedrückt — denn mit Bestimmtheit kann keiner das behaupten, was im vorstehenden Satz gesagt ist — waren die aus der Tradition von Erbfolge zu Kronen und Szepter gelangten Köpfe derjenigen, die die Zügel der Macht und der Wirkungsmöglichkeit in der Hand hielten, diesen Aufgaben nicht mehr gewachsen. Sie trafen ihre Entscheidungen, von der Durchsetzung mit Allzumenschlichem ganz abgesehen, für und im Namen der von ihnen geführten Völker aus der Unzulänglichkeit ihrer eigenen Einsichten und Überlegungen, die in nichts über den Verstandeshorizont des Durchschnitts ihrer Untertanen hinausgingen. — Unter solchen Umständen ist aber die Vereinigung der Macht in ihren Händen nicht mehr gerechtfertigt. Die Macht der Könige, die einstmals positiv zu wirken in der Lage war, wirkt sich jetzt negativ aus; sie ist nur noch ein Riegel am Tor — für die Kräfte, die möglicherweise schon auf der Schwelle stehen und von denen es sein kann, daß sie tiefere Erkenntnis, mehr Einsicht und besseres Können besitzen. So braucht die Welt also die Auflösung der patriarcha-

lischen Herrschaftsordnung; Monarchie, Standesvorrechte, Absolutismus müssen fallen, und an die Stelle des Prinzips, Ordnung auf der Grundlage von *Herrschaft* aufzurichten, tritt ein neues Prinzip, Ordnung auf der Grundlage *freier Übereinkunft* zu gestalten. Dazu kommt — und das sollte man nicht unterschätzen, selbst wenn die Herrschaftsordnung für robustes Denken einiges für sich hat —, daß der Mensch sich auf dem Wege einer Höherentwicklung befindet und mit unvermeidlicher Gewißheit in ein Stadium kommt, in welchem er Herrschaft über sich nicht mehr erträgt. Vielleicht ist der Zug zur Demokratie, der wieder durch unser Jahrhundert geht, ein Anzeichen dafür, daß wir bereits in diesem Stadium sind? Und wenn wir es nicht wären, würde das noch kommen! — Jedenfalls ist der Drang zur Freiheit eine vielleicht aus den Tiefen des Unbewußten, aber doch aus der Berufung des Menschen zu seinen höheren Aufgaben hervorbrechende elementare Kraft, die weder durch äußere Gewalt, noch durch das Raffinement planvoller Erziehung eingedämmt werden kann. Die Höherentwicklung der Menschheit zielt auf Freiheit und bedarf der Freiheit — das sind innere unabdingbare Notwendigkeiten —, deshalb muß die Entwicklung naturnotwendig auf der Linie verlaufen, auf der die Idee der Demokratie liegt. Wer das wußte, hat nie an das von der Anmaßung eines „konstruktiven“ Geistes verkündete „tausendjährige Reich“ geglaubt.

Indessen ist die Sache auch wiederum nicht so einfach, daß mit der Beseitigung des Herrschaftsprinzips und mit der Einführung der Demokratie alle Probleme der gesellschaftlichen Ordnung ihrer Lösung entgegengeführt würden. Jetzt beginnt erst die eigentliche Arbeit. Demokratie bedeutet zunächst nur, daß die Möglichkeiten offen sind, alle Möglichkeiten, die Dinge besser zu machen, als sie vordem gemacht wurden. Die Gleichberechtigung aller, die Freiheit des Gedankenaustauschs gibt jedem die Chance, sein bestes Können und Wissen zum Einsatz zu bringen; so müßte die Ordnung nach den Einsichten der Besten und Fähigsten gestaltet werden. Doch das ist Theorie. Dicht neben idealsten Vorstellungen liegt auch die

Problematik der Idee, denn mit den positiven Möglichkeiten, daß keiner ausgeschlossen werden darf, der etwas kann und etwas weiß, ist auch die negative Möglichkeit erschlossen, daß alle mitzureden haben und mitbestimmen können, auch wenn sie nichts verstehen und besser schweigen sollten.

Das Problem ist so alt wie die Demokratie selber. Schon im alten Hellas hatten die Weisesten sich damit auseinanderzusetzen, und man hat nicht das Gefühl, daß uns fast zweitausendvierhundert Jahre von *Sokrates* trennen, der den Aberglauben geißelt, daß die Mehrzahl das Richtige treffen könnte, und der nur feststellt, daß Chaos herrscht, weil die unwissende Masse voreilig Entscheidungen trifft, die sie nachher bitter bereut, und daß überhaupt die Menschen in der Masse törichter, gewaltsamer und grausamer sind als einzeln für sich. Und „*ist es nicht schändlich*“ — so fragt er, „*daß Redner das Volk regieren, die sich in Wortergüssen ergehen wie Messingtöpfe, die, einmal angeschlagen, solange tönen, bis man eine Hand auf sie legt?*“ —

Dies war, wie gesagt, 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und die Demokratie Griechenlands gilt — vom Glanze der griechischen Kultur verklärt — als die Blütezeit der Demokratie. Wenn es aber damals schon herausfordernd lächerlich wirkte, wie die von den Leidenschaften der Masse hin- und hergezerrte Demokratie mit überhasteten Wahlen, mit Entlassungen und Strafaktionen gegen Feldherren, mit formelgetreuer aber sinnloser Wahl von Bauern und Händlern zu Mitgliedern des obersten Gerichtshofes sich mehr schlecht als recht in Szene setzte, so ist es offensichtlich notwendig, erst einmal den Kern der demokratischen Idee herauszuschälen und dann zu sehen, wieweit das Prinzip, das ihr zugrunde liegt, richtig ist und ohne Überschlagen in das andere Extrem zur Anwendung gebracht werden kann.

Edmund Fischer schrieb 1919 in seinem Buch „Die Demokratie“, daß sie Jahrtausende alt sei, an der Wiege der Menschheit gestanden, eine große und glänzende Geschichte hinter sich habe — aber eine Übereinstimmung darüber, was unter dem Wort Demokratie zu verstehen sei, sei noch nicht vor-

handen. — Diese Übereinstimmung ist auch heute noch nicht vorhanden. —

Nach *Aristoteles* ist *Freiheit* die Grundlage der Demokratie. Unter Freiheit kann in diesem Sinne, da die Demokratie ein Prinzip der Gesellschaftsordnung ist, nur die Beziehung des Einzelmenschen zu seinen Mitmenschen und zu der Sozialordnung, in welcher er mit den andern lebt, verstanden werden. Eine Freiheit, die nicht dem Individuum gilt, die nicht den Einzelnen von der Herrschaft anderer freimacht — ist in diesem Zusammenhang sinnlos. Wenn nun aber *Cicero* meinte, die Freiheit bestehe darin, so leben zu können wie man will, so kann das natürlich nicht die Freiheit sein, die die Grundlage der Demokratie bildet, sondern es wird so sein müssen, daß die unbeschränkte Freiheit des Einzelmenschen, sobald er es vorzieht, mit der Gattung in Gruppen zu leben, die Beschränkungen erfahren muß, die sich aus den Bedingungen des Gruppenlebens ergeben. Mit dem dichteren Zusammenrücken werden auch die Grenzen der persönlichen Freiheit enger, es ist kein Niemandsland mehr dazwischen, sondern der Freiheitsbereich des Ich berührt sich mit dem Freiheitsbereich des Du.

Die Freiheit des Einzelnen muß also dort zu Ende sein, wo die Freiheit des gleichberechtigten Nebenmenschen beeinträchtigt würde. Das ist so einfach und klar, wie es altbekannt und wahr ist. Indessen läßt sich manches leichter in eine klare Formel bringen, als es in der Wirklichkeit durchzuführen ist.

Wenn die Gesetze als Ordnungsregeln für das Zusammen- und Nebeneinanderleben der Menschen nicht von der Willkür eines Herrschers erlassen werden sollen, dann muß das Volk selber in freier Übereinkunft die Ordnung schaffen, nach der es sich zu richten gewillt ist. — Was dabei herauskommt, ist demokratische Ordnung, aus freiem Volkswillen entstanden; man sollte doch wohl glauben — und die alten Demokraten glaubten es auch —, daß das Volk schließlich wissen wird, was es will. Noch *Rousseau* war überzeugt: „*Der Volkswille irrt nie*“!

Leider ist gerade dieses der Irrtum von *Rousseau* —; wie herrlich könnte unser Leben sein, wenn das kein Irrtum wäre!

Mit der Entwicklung des Menschen zum sozialen Wesen, zu einem in Gruppen, Stämmen und Völkern lebenden Geschöpf hat die Natur das gleiche Prinzip des Verbindungs-Strebens, aus dem einstmals die Zellverbände als höhere Organismen entstanden sind, erneut zur Geltung gebracht. Was jetzt vor sich geht, ist nicht dasselbe, und doch etwas im Grunde Gleichartiges. Wieder tritt die Tendenz auf — diesmal aus dem bewußten Willen von Einzelindividuen —, einen Zusammenschluß vorzunehmen, der wie beim Organismus unterschiedliche Funktionen auf die verschiedenen Glieder und Organe verteilt, auf diese Art höhere Leistung entfaltet, das Einzelindividuum daran teilhaben läßt und es so gewissermaßen als Teil eines Ganzen, bildlich gesprochen als „Zelle“ eines Organismus in höhere Lebensbereiche führt. Es ist das Prinzip der *organischen Ordnung*, das als Grundmotiv erst durch die dunklen Tiefen der unbewußten Natur sich hinzieht und dann in einer lichterem Region der bewußt zu gestaltenden Lebensentfaltung wieder anklingt.

Während aber beim Urvorgang der Bildung von Organismen die Zellen ohne eigenes Bewußtsein sich willig den Tendenzen der Schöpfungsmacht fügen und sich nach dem Gesetz ordnen, das ihr Lebensgesetz sein wird, hat es die Schöpfung mit den zweibeinigen Zellen, die *nicht mehr* das Urgefühl für die richtige Einordnung haben — und *noch nicht* im Besitz der Einsicht sind, aus bewußtem Erkennen das Rechte zu tun, nicht mehr so leicht. Sie schwirren durcheinander, reden Unsinn und brauchen sehr lange, bis sie aus Erkenntnis dahin finden, wohin die Urzelle blind den Weg gefunden hat, zur Gestaltung der ihrem Lebensbereich und Entwicklungsstand förderlichen Organisation.

Auf zwei Dinge kommt es jetzt an: wie in der Musik das Individuum des Künstlers seine Einzigkeit nicht aufgibt, wohl aber seinen individuellen Beitrag mit dem der andern zusammenklingen läßt zu der höheren Wirkung einer anders nicht zu schaffenden Harmonie, so kommt es in der Lebensordnung darauf an, die Entfaltungsmöglichkeiten des Indi-

viduums mit den Notwendigkeiten der Sozialordnung in eine harmonische Übereinstimmung zu bringen. Es ist denkbar, daß keine Vergewaltigung der Freiheit zu sein braucht und dennoch Ordnung ist. — Mit der Entfaltung der Lebens-Krone Menschheit stellt die Schöpfung gewissermaßen höhere Anforderungen an sich selbst. Sie will nicht die für allen Fortschritt unerläßliche bedingungslose Entwicklungsmöglichkeit des Individuums Mensch, das heißt die *Freiheit* — oder dessen Eingliederung in eine organische Ordnung, sondern sie will beides: die Synthese von Freiheit und Ordnung. Wäre nichts weiter der Sinn der Demokratie, als diese Synthese zu suchen, so wäre es Sinn genug, sich dafür einzusetzen. Freiheit soll die Grundlage der Demokratie sein; Gemeinschaftsordnung zu gestalten, ist der Zweck, dem sie dient. Und von beiden das rechte Maß und die beste Form zu finden, das ist die Kunst, auf die es ankommt.

*

Wenn man nun meint, es sei damit getan, nur alle zu befragen, dann werde sich schon zeigen, was getan werden muß, um zur Ausgeglichenheit der sozialen Ordnung zu kommen, so ist das aber trotzdem ein folgenschwerer Irrtum. Der Mensch in seiner Doppeleigenschaft als auf sich selbst gestelltes Individuum, das der Umwelt und auch seinesgleichen als Lebewesen gegenübersteht, und andererseits als Glied oder Zelle der größeren Gemeinschaft von seinesgleichen, befindet sich naturgemäß in einem Zwiespalt seines Strebens. In seiner ersten Eigenschaft verlangt er alles, was seinem individuellen Dasein Annehmlichkeiten bereitet; und wenn es in der wunderlichen Welt, in die er hineingeboren wurde, so einfach ist, daß man nur zu verlangen und zu beschließen braucht, es sollen ihm Brot und Spiele geboten werden, so wird der Mensch das auch verlangen und beschließen. —

Die Erfordernisse der höheren Ordnung sind aber anderer Art und dürften nicht so unmittelbar auf die Erfüllung nächstliegender primitiver Wünsche abgestellt werden. Was für die Gestaltung der sinnvollen Ordnung des Gemeinwesens not-

wendig ist, das kann sich überhaupt nicht aus den Direktiven zusammensetzen, die das Einzelwesen aus dem Denkfach seiner Triebe und Wünsche und seiner primitiven Gelüste herauszieht, sondern es muß aus dem bei den meisten Menschen noch gar nicht erschlossenen Fach höherer Einsichten in die Notwendigkeiten der organischen Ordnung kommen. So ist es in der Tat die seit den Anfängen der Demokratie immer wiederkehrende Erfahrung, daß die meisten Menschen den Sinn der Demokratie gar nicht verstehen, sondern mit dem Recht der Mitbestimmung schnurstracks auf ihre Interessen losgehen und damit etwas durchzusetzen suchen, das vielfach gar nicht geht, oder wenn es einmal geht, doch nicht als Wesenszug einer harmonischen Ordnung gelten kann, und darum wieder stürzen muß. — Es ist ein Unterschied, ob man die eigenen kleinen Interessen und Belange im privaten Leben durchzufechten bestrebt ist, oder ob man damit den Boden der Politik betritt und solche Dinge als geballte Forderung in die Debatte wirft, die eigentlich ganz andern Fragen gelten sollte.

Ob der Aufstand des Volkes in Syrakus (zweimal in einem einzigen Menschenalter!) die Neuverteilung des Besitzes, die Vertreibung und Niedermetzlung der Reichen, die Verbrennung der Schuldscheine und die Aufrichtung der „echten wahren Demokratie“ durchsetzte — jeweils durch einen jubelnden Tyrannen —, oder ob in der Turbulenz der französischen Revolution, — die trotzdem ein Fortschritt war, — die Worte fallen: „Wer bis heute im Schatten des Unglücks stand, hat das Recht, von der Nation Wohltat zu heischen; und das Gewimmel der allzulang Vernachlässigten darf als Herr zu den Regierern sprechen!“ —, oder ob im 20. Jahrhundert die Enteignung von Besitz und seine Neuverteilung einen geradezu selbstverständlichen Programmpunkt in den Bestrebungen und Praktiken von politischen Gruppen darstellt, — es ist immer dasselbe: der Einfluß, den die Demokratie den Massen gibt, wirkt sich auf kürzestem Wege dahin aus, die Begierde des Augenblicks an dem zu stillen, was schon in unmittelbarer Reichweite ist, handle es sich nun um Besitz-

verteilung oder um Staatsunterstützung, Mietensenkung, Preisabbau und ähnliche Vorteile. Darüber hinaus zu erkennen, was weiter getan werden müßte, um eine in die Zukunft reichende bessere Ordnung zu gründen, dazu ist die Masse nicht fähig. Das ist die Tragik der Demokratie.

„Was das Volk betrifft“, sagte Platon, „so hat es keinen Verstand und wiederholt nur, was seine Führer ihm zu sagen belieben.“ — Volksherrschaft ist, „stürmische See für das Staatsschiff, jeder Redestrom wühlt die Gewässer auf und lenkt den Kurs ab. Das Ende einer solchen Demokratie ist Tyrannei oder Autokratie; die Menge liebt die Schmeichelei so sehr, sie dürstet so nach Honig, daß schließlich der schlaueste und gewissenloseste Schmeichler, der sich Beschützer des Volkes nennt, zur obersten Herrschaft gelangt“.

Auch Rom hat Beispiele dafür gegeben — und von der Neuzeit wollen wir schweigen. —

Trotzdem — trotzdem! es tritt kein Gott aus den Wolken, der uns die Anweisungen für die Ordnung unseres Lebens in einem handlichen Folianten mit Kommentar und Sachregister bringt, sondern wir müssen uns selber darum bemühen. Und da niemand wissen kann, wo die Einsichtigsten und Klügsten an der Arbeit sind, müssen wir die Freiheit der Demokratie bedingungslos aufrechterhalten. Wenn das, was möglich sein könnte, auch bis zu uns in unsere Wirklichkeit gelangen soll, dann muß das Tor der Freiheit weit geöffnet werden.

*

Aber — muß es denn wirklich sein, daß die Mitbestimmung der Einsichtslosen, die immer und immer wieder, weil sie aus einem falschen Denkfach kommt, das Verkehrte durchzusetzen trachtet und, wenn es nicht mehr weitergeht, von neuem die Tyrannei von Despoten oder Parteien heraufbeschwört, daß diese Mitbestimmung mit dem Gewicht an Zahl und Masse überschreien darf, was sich irgendwo an besserem Wissen und Können schon regt und vorwärtsdrängt? — Ist das der Sinn der Demokratie, daß der Wille der Mehrheit über das bessere

Wissen und Können der Minderheit — Einsicht, höhere Erkenntnis und Klugheit sind immer erst bei einer Minderheit zu finden! — zur Tagesordnung übergehen und für alle, für Mehrheit und Minderheit verbindlich, sich selbst und den Besserwissenden zum Schaden ihre Anordnungen treffen darf? Ist nicht in diesem Grundsatz das Prinzip eingeschlossen, das *nie* der Geist, sondern immer nur der Ungeist zu entscheiden hat? —

Man denkt vielleicht, die kluge Minderheit der Wissenden soll sich in den Dienst der Mehrheit stellen! — Aber wie denn? — indem sie den Willen der Mehrheit tut, — den verkehrten? — Anderes duldet doch die Mehrheit nicht, denn für ihre Entschlüsse ist das bescheidene Maß *ihrer* Einsicht entscheidend, nicht das der Besserwissenden, und auch die Stimme des Klügsten und Weisesten wird nicht gewogen, sondern nur gezählt. —

Noch einmal denken wir an Platon, der das alles schon sah und die Torheit geißelt, der Laune und Leichtgläubigkeit der Massen so schwerwiegende Entscheidungen anzuvertrauen. „*In den einfachsten Dingen*“, erklärt Platon, „*zum Beispiel bei Stiefelbestellung, sind wir überzeugt, daß nur der Sachkundige, der auf seinem Gebiet etwas gelernt hat, uns richtig zufriedenstellen kann, — in der Politik aber nehmen wir ohne weiteres an, daß jeder, der den Stimmenfang versteht, auch die Leitung der Stadt oder des Staates versteht.*“

Im 19. Jahrhundert schreibt *Herbert Spencer*, bahnbrechender Pionier auf dem Gebiet der Soziologie, daß die Menschen sich in lebenslanger Arbeit darauf vorbereiten, in Physik, Chemie oder Biologie zu Fachleuten zu werden, aber auf dem Gebiet sozialer und politischer Fragen halte sich jeder Kommiss für einen Fachmann, kenne die Lösung und verlange Gehör. —

Aber sehen wir uns doch in unserer Zeit um, in der es wirklich zum Greifen klar ist, daß die Dinge, um die es geht, unendlich komplizierter geworden sind und gar nicht mehr anders als mit ernsthaftestem Bemühen um die Einsicht in die Bedingtheiten, in den Beziehungszusammenhang jeder Ordnung gemeistert werden können.

Dabei versteift sich unsere Politik darauf, wie sie die Demo-

kratie versteht, interessenpolitische Direktiven mit den Mitteln der Gesetzgebung durchzusetzen, und wenn es Schwierigkeiten gibt — weil das falsch ist, was da geschieht —, noch größere Gewalten spielen zu lassen. Diese ganze aus falschen politischen Motiven herangebrachte Gesetzgebung aus Willkür von Mehrheitsgewalten oder Diktatorenbefehl — beides Gewalten, die eben brechen, was sich nicht biegen läßt und uns die Trümmer auf den Weg werfen — ist nicht die richtige Art, lebendige Ordnung zu gestalten.

Irgendwann muß das einmal begriffen werden, und das verpflichtet zur Besinnung auf das Prinzip, mit dem wir auf allen anderen Gebieten vorwärts gekommen sind. Wir haben gelernt, die Gewalt der stürzenden Wasser umzukehren und Wasser nach oben steigen zu lassen, wie wir es brauchen; wir machen aus elementaren natürlichen Gewalten, aus Feuer und Wasser, aus Strömung und Wind, Sinnvolles für uns, Kraft, Wärme, Licht, Bewegung usw. Aber die Kräfte, die im Menschen selbst, in seinem ewigen Streben nach mehr und nach Besserem noch wild und chaotisch gegeneinanderwirken, mit diesen ist es uns noch nicht gelungen, sie so zu lenken, daß sie dem Ganzen nützlich werden. „Verbieten“ und „Vorschreiben“, das ist das ganze kümmerliche Handwerkszeug einer Politik, die aus der Anschauung erwächst, Ordnung zu gestalten sei eine Frage des Willens und der Macht, nicht des Erkennens, des einsichtigen Einordnens und Zusammenfügens natürlicher Kräfte und Tendenzen in der menschlichen Gesellschaft. Man verstehe aber recht: zu der Masse, die so denkt, zählt hier nicht einfach der Arbeiter, der Bauer, der Ungebildete, sondern auch die Mehrzahl der Gebildeten. Ja, diese sind aus dem besonderen Training ihrer Verstandeskräfte noch stärker geneigt, mechanistische Methodik „planmäßigen“ Handelns zu überschätzen, als der unverbildete natürliche Mensch.

Und diese Gebildeten sind dem Gedanken, daß sie etwa selber die Sache gar nicht richtig verstehen und daß die Verwirrung vielleicht auch daher kommt, daß man die Situation nicht versteht und so etwas Falsches tut, — in ihrer naiven

Hochschätzung des eigenen Intellekts kaum zugänglich. „*Es ist haarsträubend*“ — stellt ein Kulturphilosoph von Rang und Name, José Ortega y Gasset, fest, „*wenn man die verhältnismäßig Gebildetsten über die einfachsten Tagesfragen sprechen hört. Sie wirken wie grobe Bauern, die mit steifen, dicken Fingern eine Nähnadel vom Tisch zu klauben suchen. Politische und soziale Fragen etwa werden mit dem schwerfälligen Begriffsapparat behandelt, mit dem man vor zweihundert Jahren zweihundertmal weniger zugespitzten Situationen gegenübertrat.*“

Zu diesen Schwierigkeiten, daß die Dinge an sich schon komplizierter geworden sind, kommt in der modernen Zeit noch die aus der Bildung größerer Staaten hervorgegangene und vielleicht gerade in unserer Zeit zu einer weltumspannenden Manie ausgewachsene Idee des *Zentralismus*, die die Dinge überhaupt ins Unlösbare steigerte, hinzu.

Es ist so einfach und selbstverständlich, daß man sich beinahe geniert, es auszusprechen: Eine jede Entscheidung, die auf gegenseitiger Übereinkunft beruht, — das ist doch das Prinzip der Demokratie — ist um so leichter zu erzielen, je kleiner die Zahl der Mitbestimmenden ist. Ebenso ist die Korrektur einer solchen Entscheidung, wenn es sich erweist, daß sie praktisch nicht den erhofften Erfolg oder Wirkungsgrad hat, bei einer kleinen Zahl Mitbestimmender auch wieder leichter und einfacher durchzuführen, als wenn viele mitzubestimmen haben; das System hat so die notwendige Elastizität. Mit der Vergrößerung der Zahl derjenigen, die in die Mitbestimmung einbezogen werden, wird die Entscheidung jedoch schwieriger, schwerfälliger, und die Korrektur von Fehlern, die manchmal rasch erfolgen müßte, wird so gehemmt, daß das allein die schwersten Gefahren bedeutet. — Edmund Fischer schreibt darum in seinem Buch „Demokratie“ sehr richtig: „Ein Problem ist die Demokratie erst geworden nach Bildung großer Staaten mit zentralisierter Verwaltung.“

Wenn man sich nun zur Rechtfertigung und Glorifizierung der demokratischen Idee an den Demokratien der Antike orientiert, wobei davon abgesehen werden kann, daß es noch strittig sein

dürfte, die Blüte der griechischen Kultur allein der Demokratie zuzuschreiben — so wird man nicht übersehen dürfen, daß gerade die wesentliche Voraussetzung für ein einigermaßen sinnvolles Funktionieren des Systems in Griechenland durch die Vermeidung des Zentralismus gegeben war. Griechenland, als Wiege der abendländischen Kultur, war ja kein von einer Zentral-Regierung geführtes „Reich“, sondern es bestand aus einer Vielzahl selbständiger demokratischer — im Wechsel der Zeiten auch manchmal „autoritär“ regierter — Republiken, die mit der Entwicklung des Stadtlebens naturgemäß stark von den Problemen der Gemeinschaftsordnung in Anspruch genommen waren.

Neben dieser durch die Begrenzung auf einen immerhin noch zu übersehenden Raum und auf eine beschränkte Volkszahl bewirkten Vereinfachung für das System der Demokratie haben aber die griechischen Demokratien noch eine weitere Besonderheit aufzuweisen, die mit prägnanter Klarheit gerade das illustriert, was hier gesagt werden soll: daß die Arbeitsfähigkeit des demokratischen Systems im umgekehrten Verhältnis zur Kopffzahl der Mitbestimmenden steht. Zur Zeit der höchsten Blüte der griechischen Demokratie, im perikleischen Zeitalter, wird die Zahl der zu der Stadt-Republic Athen gehörenden Einwohner, einschließlich der Unfreien und Sklaven, auf etwa 500 000 Menschen geschätzt. Die Zahl der freien Bürger der Republik, die allein über die politische Ordnung zu befinden hatten, bezifferte sich demgegenüber auf nur rund 15 000 Menschen. — Wir wollen diese 15 000 Bürger nicht als „Herrenschicht“, als privilegierte Klasse ansehen; es mag der Entwicklung des damaligen Denkens durchaus entsprochen haben, daß die Zugehörigkeit zur politischen Gemeinschaft sich auf die Zugehörigkeit zur Sippe und zum Volksstamm gründen muß, und daß darum die Ausschaltung der Fremden, der Zugezogenen, und der Sklaven von der politischen Mitbestimmung zu Recht besteht. Anders hätte sich die gegebene Ordnung überhaupt nicht halten lassen! — Erst in späterer Zeit konnten Fremde und Sklaven auch Bürger werden und damit ein Mitbestimmungsrecht erhalten.

Von jeder irgendwie gearteten Wertung einer solchen Struktur des Gemeinwesens abgesehen, bleibt als charakteristisch bestehen, daß ein großes, in Arbeit und Leistungen und vielfältigen Beziehungen ineinander verwobenes Gemeinwesen durch die Mitbestimmung von *nur 3 % seiner Kopfbzahl* eine demokratische Selbstverwaltung gestaltet hat. Es ist bei weitem nicht der Sinn dieser Darlegungen, das Prinzip der Minderheiten-Herrschaft herauszustreichen und etwa für die heutige Zeit als das Richtige zu propagieren — das wird im Folgenden noch hinreichend klar werden —. Aber wenn es um die Frage der Leistungsfähigkeit demokratischer Selbstverwaltung geht, dann muß man die zwei Prinzipien der möglichen Entwicklung unter die Lupe nehmen: Ist es dem Zweck dienlich, die Demokratie erstens in Richtung des Zentralismus auszubauen, danach zu streben, die Mitentscheidung von immer noch größeren Gebieten mit noch mehr Menschen in Dinge einzubeziehen, in denen schon unter einer kleineren Zahl von Menschen für ein kleineres Gebiet Meinungsverschiedenheiten nicht zu vermeiden sind? — und ist es weiterhin zweckmäßig, den Grundsatz der Mitbestimmung nicht nur räumlich auf das äußerst Mögliche auszudehnen, sondern auch in die Tiefe dringend so zu verfahren, d. h. die Ordnung des Gemeinwesens von der direkten Mitentscheidung aller abhängig zu machen? — Im einen Fall wird dann die Mitentscheidung noch über die Grenzen von Staaten und Nationen hinweggreifen und immer schwieriger zu entwirrende Bindungen schaffen, und im andern Fall liegen ebenfalls noch gar nicht ausgeschöpfte Möglichkeiten der Ausdehnung in der Herabsetzung des Wahlalters vor, — schon steht zur Debatte, das Wahlalter von 21 auf 18 Jahre herabzusetzen, — was zwar zweifellos eine „Vervollkommnung“ des demokratischen Prinzips der Mitentscheidung bedeuten, aber sehr wahrscheinlich keine Verbesserung der Ergebnisse zeitigen würde. — Vollkommenheit besteht nicht immer in der gradlinigen Weiterentwicklung eines Prinzips. —

*

Der entgegengesetzte Grundsatz einer Entwicklung wäre der, daß das demokratische Prinzip den Zentralismus vermeidet und so die Souveränität des Volkswillens zwar nicht beschneidet, aber auf Wirkungen beschränkt, die für den engeren Kreis der Mitbestimmenden einen Sinn haben können. Daß in der Nachbarschaft eine andere Gemeinde, eine andere Stadt, ein anderes Land zu einer um Nuancen oder um Wesentliches anderen Ordnung findet, ist eine Sache, die keinen zu stören braucht, der bei sich zu Hause die ihm zusagende Ordnung hat. Hat er sie aber bei sich zu Hause nicht, dann kann es nicht darauf ankommen, daß er die andern draußen oder nebenan dazu bestimmt, daß sie es gleicherweise so falsch machen, wie es in seinem Lande ist, sondern es kommt darauf an, daß er bei sich — und nur bei sich — auf eine Besserung hinwirkt. Und vielleicht kann das Beispiel aus der Mannigfaltigkeit in den Methoden und Einrichtungen der andern dazu noch nützlich sein. Ob die Mitbestimmung der andern jedoch nützlich wäre, das dürfte wiederum fraglich sein — es soll schon vorgekommen sein, daß diejenigen, die ein Prinzip am eigenen Leib erfahren haben, darüber anders denken lernten als die anderen, die es nur aus der idealen Vorstellung kennen. —

Daß im 20. Jahrhundert mit seiner weltverbindenden Verkehrsentwicklung von Dampfkraft, Flugmotoren und drahtlosem Nachrichtendienst in sehr vielen Dingen eine weitgehende Angleichung in Recht und Brauch und Sitte und auch in der sozialen Ordnung eines Landes an die der anderen Länder notwendig ist, bleibt davon unberührt und benötigt zur Durchsetzung dieser Notwendigkeiten die politische Zentralgewalt sowenig, wie Griechenland sie zur Entfaltung seiner Kultur benötigt hat.

Das Hauptgewicht der Bedeutung liegt in diesen Fragen zunächst darauf, daß die Ordnung der Demokratie die Schwerfälligkeiten vermeiden sollte, die dem Koloß eines zentralistisch-demokratisch gesteuerten Großstaates oder gar Weltstaates anhaften. Die Beschränkung der Mitbestimmung auf ein enger begrenztes Territorium, Gemeinde, Stadt, Wahl-

kreis, Land bewirkt allein schon eine Gewähr für ein geschmeidigeres Funktionieren der Demokratie, wozu eben nicht nur die jeweilige Entscheidung, sondern auch die gegebenenfalls notwendige Korrektur der Fehlentscheidung gehört.

Als Konsequenz aus dieser Überlegung ergibt sich übrigens für alle ein Zuwachs an Freiheit; denn von der Freiheit geht um so mehr verloren, je größer die Zahl der Mitbestimmenden ist, die mit ihrer Entscheidung irgendeine Regelung in feste Formen preßt, und dann die Disziplin verlangt, daß man kaum Erträgliches dennoch ertragen soll; warum? — weil das Unerträgliche auf Grund der Mehrheitsentscheidung eine monströse Einrichtung geworden ist, die bei aller Fragwürdigkeit eben doch ein beträchtliches Beharrungsvermögen besitzt, insofern, als das Aufkommen der Opposition gegen solche einmal zu festen Formen erstarrten Regelungen psychologisch ungeheuer erschwert ist und ihr Wirksamwerden die erneute Bewegung des ganzen schwerfälligen demokratischen Apparates erfordert. Dieses ist also die eine Seite der Sache: Beschränkung der demokratischen Mitbestimmung auf einen überschaubaren Raum und damit auf eine Bevölkerung, die einen Kontakt mit den zur Entscheidung stehenden Dingen haben kann. Der Kampf gegen das Verhältniswahl-System ist nicht ganz dasselbe, liegt aber auf der Linie solcher Einsichten.

*

Die andere Seite betrifft nach allem herkömmlichen politischen Denken eine weitaus schwierigere Frage. Wie soll die freiheitliche Ordnung der Demokratie bestehen können, wenn gerade die Mitbestimmung aller das Zustandekommen einer höheren Ordnung nicht zuläßt, weil unter der Masse der Mitbestimmenden immer diejenigen die größere Zahl stellen, die das geringste Maß an Einsicht und Wissen besitzen? — Die in diesem Sachverhalt liegende Problematik ist nicht zu bestreiten. Ist es aber richtig, was seit Platon das politische Denken und die Staatsphilosophie beschäftigt, daß es nur darauf ankommt, eine Form zu finden, die Besten und Fähigsten —

bei Platon abseits für ihre Aufgabe herangebildet und vorbereitet — der Demokratie gewissermaßen unterzuschieben?

Mehr als zwei Jahrtausende haben von dem gezehrt, was an geistigem Gehalt und denkbaren Möglichkeiten in Platons Staatsidee geboten war; am vollkommensten hat die katholische Kirche diese Möglichkeiten ausgeschöpft. Es gibt sicher nichts mehr, was von Platons Ideen noch nicht irgendwo versucht worden wäre — und wenn der Reigen der politischen Taktik angesichts der erwähnten Problematik der Demokratie heute wieder mit dem schon im klassischen Altertum formulierten und zur Geltung gekommenen Grundsatz beginnen sollte, die Masse des Volkes mit Propaganda, mit Fabeln und Lüge zu lenken, das Volk „zu seinem eigenen Besten zu betrügen“ — damit es die Entscheidungen treffen soll, die es aus eigener Einsicht und ohne die lügnerische Verzuckerung der Propaganda nicht treffen würde, so wird man wieder dahin kommen, daß die Kräfte der Lüge die Oberhand gewinnen und der Erfolg auf jene andere Seite fällt, auf der der böse Einsatz der Lüge gemacht worden ist.

Es ist nicht einfach nur „eine Frage der Moral“, eine Überlegung von weltfremden Schwärmern und Idealisten, die man glaubt nicht ernst nehmen zu brauchen, sondern es ist eine Frage der *inneren Notwendigkeit*, die Mittel, die man einer Sache dienstbar macht, dem Charakter des Zweckes entsprechend zu wählen. Man kämpft nicht mit Wahrhaftigkeit, Liebe, Begeisterung, Treue, Ehrlichkeit, mit Hingabe und Opferbereitschaft für eine als gemein erkannte Sache; eher zerbricht man daran, oder man greift, wenn man wider seine bessere Einsicht für das Böse kämpft, zu den diesem Zweck entsprechenden gemeinen Mitteln der Lüge, des Hasses, der trotzigen Verschlagenheit, grausamer Brutalität, des Diebstahls und des Mordes. Der böse Zweck erfordert böse Mittel. Ebenso ist es aber auch widersinnig, ja geradezu unmöglich, mit Lüge, Tücke, mit Infamie, mit Dolch, Gift und Mord für eine erhabene Sache zu kämpfen. Die aus der innersten Natur der Dinge resultierende Unmöglichkeit, in einem solchen Falle Zweck und Mittel

miteinander in Übereinstimmung zu bringen, erklärt auch die psychologische Situation, die schließlich in unserer Zeit noch beobachtete innere Schwäche der Revolutionäre, welche sich anschickten, einen Tyrannen zu stürzen. —

Aber — um auf die Demokratie zurückzukommen — für uns ist die *Freiheit* des Menschen das Höchste, und so muß auch das Maß seiner *eigenen Einsicht*, ob es groß oder klein sein mag, für die eigene Willensentscheidung ausschlaggebend bleiben.

Es ist an anderer Stelle zwar das Wort von der verhängnisvollen Mitbestimmung der Einsichtslosen gefallen. Das Wort klingt härter, als es hier verstanden werden darf. Gesetzt, wir seien selber bei den Einsichtslosen — wer kann das wissen? —, so liegt es im Interesse des großen Ganzen, daß unsere politische Entscheidung zu keinem Unheil führen darf. — Doch andererseits — und jetzt nehmen wir wieder den Standpunkt ein, daß unsere Einsichten die reiferen seien — soll die Freiheit aus Prinzip auch denen voll und ganz zustehen, die nach Meinung der Gegner erst auf dem Wege zu höherer Einsicht sind, gerade deshalb, weil ja keiner weiß, ob nicht der andere doch dem Ziel näher ist. Scheuen wir uns nicht vor den Konsequenzen! —

Die Harmonie der sozialen Ordnung ist das große Ziel, für das wir kämpfen, und dafür wollen wir uns nicht, um Scheinerfolge für den Tag zu haben, mit Mitteln einsetzen, die für dunkle Zwecke gebräuchlich sind! Es ist erstaunlich — und wird sich noch zeigen — zu welchen Lösungen man gelangen kann, wenn man sich nicht voreilig mit taktischen Manövern vor der Problematik auftauchender Schwierigkeiten auf die ausgetretenen Seitenpfade der Abweichungen vom demokratischen Grundprinzip zurückzieht.

Die Freiheit der Demokratie schließt auch die Freiheit des Irrtums ein. Sehen wir der Tatsache ins Auge und lassen wir sie gelten! — Irrtum ist in allen Höhen und Tiefen des menschlichen Denkvermögens anzutreffen. Welche Gewähr haben wir also dafür, daß der Irrtum ausgeschlossen wird, wenn wir die

Auffassungen der einen in der Verbrämung der Propaganda den andern mundgerecht machen? — Wir können als Mensch zum Menschen sprechen und uns gegenseitig unsere richtigen Einsichten und fragwürdigen Ansichten zu vermitteln suchen. Wenn aber einer kommt und aus der ihm zuzubilligenden Überzeugung, daß er das Rechte weiß und das Beste könnte, den Anspruch ableitet, die Andersdenkenden mit List und Tücke von Propaganda oder mit Gewalt auf den Weg seiner Idee zu bringen, dann mögen die Motive so edel sein wie sie wollen, — mit dem, was er tut, tut er dennoch schon den ersten Schritt in den Sumpf der Gemeinheit — in dem auch seine reinsten Absichten schmutzbesudelt untergehen werden.

Wenn etwas richtig ist, dann wird es zur Geltung kommen, wenn es in der Einsicht der Menschen Wurzel gefaßt hat. Propaganda und Gewalt können die Einsicht nie ersetzen!

*

Haben wir aber nicht festgestellt, daß das Pflänzlein der Einsicht sehr dünn gesät ist? — Jawohl! — Folglich wird der Kreis der Einsichtigen in jeder Frage im Anfangsstadium eine Minderheit bilden. Das schließt indessen nicht aus, daß er wachsen kann und sich zu erweitern vermag. Mögen die andern den Weg des Irrtums gehen; wenn die Einsicht und das Erkenntnisvermögen nicht ausreichen, das rechtzeitig zu sehen, dann gibt es nichts anderes als die Erfahrung, die ihnen die Einsicht langsam und vielleicht mit schmerzlichem Nachdruck beibringen wird. Damit müssen wir uns abfinden, und es dürfte, wie gesagt, mehr als zweifelhaft sein, ob es — wenn in einer Sternstunde der Menschheit eine Möglichkeit dazu gegeben würde — überhaupt richtig wäre, daß die Einsichtigen und Wissenden die Dinge in die Hand nehmen und die Masse mit einer frommen Täuschung über Nacht in das Gelobte Land einer besseren Sozialordnung führen und ihr die unverdienten Segnungen in den Schoß legen würden. —

Es gibt keinen Gewinn ohne den Einsatz einer Leistung — und wenn jemals ein Volk gemeint hat, es könne sich aus der

verwirrenden Vielfalt der politischen Meinungen ohne eigene Leistung herausziehen, indem es alle Entscheidungen vertrauensselig in eine Hand legt und alle Vollmachten dazu, so hat dieses Volk dafür eine Lektion bekommen, die wohl in der Weltgeschichte nicht wiederholt zu werden braucht. Es wäre ja zu schön gewesen, wenn die biedereren Deutschen, denen der Weg zur Erkenntnis, zur Einsicht, zur eigenen abgeklärten politischen Entscheidung zu dornig war, denen das eigene Bemühen um die sozialen Fragen zu viel Zeit von der Geschäftigkeit ihres Erwerbslebens und ihren bierseligen Fröhlichkeiten genommen haben würde, von ihrem Führer wie eine brave Hammelherde auf die Weidegründe des „Tausendjährigen Reiches“ geführt worden wären — statt auf die Schlachtfelder dreier Kontinente. —

Machen wir uns keine Illusionen: die Entscheidung für das Richtige müssen wir — jeder für sich — selber treffen, und wir haben nichts anderes als das Maß unserer eigenen Einsicht und unsere Erfahrungen. Von fremden Einsichten können wir lernen, können sie uns aneignen, aber sie unbesehen übernehmen, davor müssen wir uns hüten! —

Es mag sich zeigen, daß das Bild der Meinungen sehr bunt werden kann. Mehr als 70 Millionen Menschen — um nur von den Deutschen zu reden —, von Fragen und Aufgaben der gesellschaftlichen Ordnung bedrängt, wie sie in dieser Konzentration vielleicht noch nie zusammengekommen sind, dürften doch wohl, wenn sie einmal dabei sind, aus eigenem Erkenntnisdrang nach einer Lösung zu streben, kaum gleich zu einer einzigen Meinung kommen. Und wenn es so wäre, was wäre dann gewonnen? — Welches gerüttelt-gehäufte Maß naiven Wunderglaubens gehört eigentlich dazu, auch nur mit der Möglichkeit zu rechnen, daß diese Millionen Menschen aus dem eigenen Erkenntnisvermögen heraus ohne vorherigen klärenden Meinungsstreit mit ihren Vorstellungen und politischen Direktiven wie in geheimer Übereinstimmung ins Schwarze der richtigen Lösung treffen würden? — Ist nicht das Gegenteil tausendmal wahrscheinlicher? — Hat die Masse des Volkes

aber in großer und vielleicht größter Einmütigkeit eine falsche Entscheidung getroffen — so etwas soll ja schon vorgekommen sein — dann ist die ganze Einmütigkeit nicht mit einem positiven — sondern mit einem negativen Vorzeichen zu versehen. Uneinigkeit wäre weitaus besser als solche Einigkeit! —

Man sehe sich nun unter dem Gesichtspunkt solcher Überlegungen das Bestreben, die Parolen und die Taktik der verschiedenen politischen Gruppen in der neudeutschen Demokratie an! — Sind sie nicht mit allen Mittelchen und Methoden bestrebt, die Fassade der Einigkeit aufzurichten, während der Bau, dem sie den letzten Abschluß, das äußere Gesicht geben sollte, noch gar nicht steht und hinter der protzenden Fassade (wie noch vor gar nicht allzulanger Zeit hinter den auf Baurüstungen geklebten Sperrholz-, Gips- und Stuckwänden der hitlerschen Baumeister) — die chaotische Unordnung des Bauplatzes liegt? Ob man die Dinge mit nachsichtigem Verständnis für die Unzulänglichkeit der Menschen oder mit dem Zorn der Empörung beurteilt, so wird man doch im einen wie im andern Fall, wenn man zu einer Erneuerung kommen will, zuallererst zu jener schlichten Wahrhaftigkeit sich hinwenden müssen, die die Einigkeit als ungekünsteltes Ergebnis lauterem Strebens, als Folge vorausgegangener Klärung organisch wachsen und werden läßt, statt sie eilfertig mit Lüge und Parteiterror zusammen-zu-dekorieren — nur weil ihr Anblick, der etwas vortäuscht, wo nichts ist und dem oberflächlichen Beobachter die in der Wirklichkeit vorhandenen Mängel verbirgt, dem so erzogenen Deutschen von jeher die Gefühlswallung einer Erhebung vermittelte. —

Auf der andern Seite freilich ist neben dieser mehr psychologischen Fundierung einer Politik der Unwahrhaftigkeit auch die nüchterne Überlegung dafür maßgebend, daß das Regieren um so leichter ist, je weniger Differenzierungen und Gegensätzlichkeiten in den Direktiven der mitbestimmenden Gruppen in Erscheinung treten.

Es ist doch klar, wenn alle diejenigen nicht mitzureden haben, die anderer Meinung sind, oder wenn es gar gelungen

ist, die Andersdenkenden mit List und Propaganda zu über-
tölpeln, daß sie mit der Disziplin ihres Verhaltens und mit der
Zahl ihrer Stimmen vortäuschen, sie seien mit denen einig, die
etwas ganz Entgegengesetztes wollen, dann ist es leicht, Ent-
scheidungen herbeizuführen. Es fragt sich nur, ob diese Ent-
scheidungen dann auch in einem höheren Sinne richtig sind. —
Darum aber geht es denen, die gerade an der Macht sind, nie,
sondern es geht ihnen um die Durchsetzung ihres Willens. Sie
wollen die Maschinerie der Gesetzgebung möglichst allein be-
dienen, damit die Verordnungen flott aus der Druckerpresse
fließen: Mietensenkung soll sein oder soll nicht sein; Biersteuer
soll sein oder soll nicht sein, Arbeitszwang soll sein oder soll
nicht sein; Enteignung soll sein oder soll nicht sein — alles —
von der Geburtenregelung über den Religionsunterricht in der
Schule bis zum Impfwang und zum Karneval läßt sich durch
die Maschine der Gesetzgebung drehen, „erlauben“, „ver-
bieten“, „befehlen“, und eine jede Regierungspartei hält sich
auch für alles zuständig! —

Demokratie besteht bei diesen Politikern beileibe nicht
darin, jedem die Freiheit zu geben, über dies und jenes anders
zu denken und gar eine andere Lösung anzustreben, in grund-
sätzlichen Dingen lieber ganz klein von vorn anzufangen als
sich dem großen Haufen anzuschließen, den vielleicht nichts
anderes am Auseinanderlaufen hindert, als nur die Ideenlosig-
keit, die ihm die Sicht anderer Möglichkeiten sinnvoller neuer
Sammlung versperrt und der Mangel an Entschlußkraft, nach
Neuem zu suchen! — Und der Glaube an die Demokratie ist
bei ihnen nicht stark genug, auch das dazugehörige Vertrauen
zu kräftigen, daß die bedingungslose Freiheit gewiß irgendwo
das Rechte zeitigen wird; so demokratisch sind sie noch nicht.
Aber sie wollen möglichst rasch zu dem kommen, was sie die
„Hochform“ der Demokratie nennen: Zwei Parteien, die sich
im Regieren und Opposition-machen — und im Opposition-
machen und Regieren — gegenseitig ablösen. —

Es ist nicht einfach, hierzu die rechten Worte zu finden,
um angesichts der heutigen gesellschaftlichen Lage, der Über-

schneidung von sozialen, wirtschaftlichen und nationalen Problemen im Herzen Europas die Naivität eines solchen Rezepts gebührend zu kennzeichnen. Weil in England und Amerika, in Ländern, die vom Wirbel der nationalen, wirtschaftlichen, sozialen, völkerrechtlichen, politischen und kulturellen Probleme, der uns erfaßt hat, einigermaßen entfernt liegen, eine solche Politik *noch* möglich ist, deshalb soll sie für uns auch die richtige sein? Und wir brauchen doch nur Augen und Ohren aufzumachen, um zu sehen und zu hören, wie es auch anderswo unter der Oberfläche knistert und wie sich Dinge abzeichnen, die bei uns — ohne unser Verdienst — nur schon weitaus deutlicher und drängender geworden sind.

Die soziale Frage allein schon ist eine *Weltfrage*, die sich mit dem Wechselspiel von Demokraten und Republikanern nicht bewältigen lassen wird. Das ist freilich zunächst nicht unsere Sorge, aber für diejenigen, die offensichtlich erst einmal begreifen lernen müssen, um was es heute bei uns, in diesem Wetterwinkel der Menschheitsentwicklung geht, muß man es eben sagen, daß das Rezept, das sie denen drüben abguckt haben, nicht ganz das Richtige für uns ist. —

Wir brauchen, sofern es uns um die wirkliche Neugründung einer besseren Lebensordnung geht, nicht eine schlaue Regelung, mit der wir erreichen, daß unser ganzes Volk sich hinter zwei oder drei oder gar fünf „arbeitsfähige“ Parteien schart — von denen jetzt nach der Weltkatastrophe dieses letzten Völkerkrieges keine einzige klüger ist, als sie vordem war —, sondern wir brauchen eine Regelung, die einer sechsten oder siebenten — oder auch einer dreiundzwanzigsten Gruppe die Freiheit zuerkennt, das zu vertreten, was sie aus eigener Einsicht für gut und richtig hält. Wenn nach dem Grundprinzip der Demokratie, vor dem wir alle gleich sind, selbst dem, der wirklich klüger ist, das Recht nicht zusteht, den weniger Klugen die Meinungs- und Gedankenfreiheit zu unterbinden, wie sollte es dann denen zustehen, denen die Unzulänglichkeit ihrer Einsichten und Vorstellungen aus allen Poren strotzt?

Wir kommen nie, niemals zu einer Lösung, solange wir es

dabei belassen, daß der größte Haufen auch noch beschließen darf: es dürfen — auch wenn wir versagen — sich keine neuen Gruppen bilden! — So deutlich spricht man das freilich nicht aus; aber ist es denn anders? Das ist genau die Politik, *mit der der einzige Ausweg, den es gibt, — blockiert wird!* Und das soll sein im Namen der Demokratie? Nein! — das Prinzip, um das es hier geht, und die Frage, wie man sich zur Meinungsfreiheit und politischen Gruppenbildung stellt, zur Parteien-Vielfalt und sogenannten „Zerrissenheit“ — um in der geläufigen propagandistischen Ausdrucksweise aller Machtbeflissenen zu reden —, ist keine Frage politischer Zweckmäßigkeit, realpolitischer Notwendigkeit, sondern sie ist einfach das Scheidewasser, welches alle wesensfremden Bestandteile, eben Ideologien anderer Art, aus dem Gold echter demokratischer Gesinnung und Denkweise ausscheidet. —

Demokratie soll das Prinzip sein, das die soziale Ordnung aus dem freien Willen der Menschen organisch werden und sich entwickeln läßt. Auf diesen einen gesunden Trieb muß der Baum zurückgeschnitten werden; alles andere ist unnützes, kräftezehrendes Holz, das auch bei allem Raffinement zweckbewußter, besserwissender Kultivierung keine Früchte tragen wird. Aller Fortschritt steht und fällt mit der Freiheit! —

Literatur: Will Durant: Die großen Denker, Verlag Orell Füssli/Zürich 1930; Gustave Le Bon: Psychologie der Massen, Alfred-Kröner-Verlag/Leipzig 1932; Edmund Fischer: Demokratie, Verlag für Kulturpolitik, München 1919; José Ortega y Gasset: Der Aufstand der Massen, Stuttgarter Verlagsanstalt 1932; Hugo Rachel: Kultur, Völker und Staaten von Urbeginn bis heute, Siebenstäbe-Verlag/Berlin 1931.

ZUR PARTEIPOLITIK

Der Glaube an den positiven Sinn der Freiheit besagt nun keinesfalls, wie ja an anderer Stelle schon mehrfach gesagt, daß etwa alles richtig ist, was die Masse aus eigenem freien Willen entscheidet. Wir müssen also mit der Gegebenheit rechnen, daß das Maß der Einsicht sehr unterschiedlich ist.

Politisch kommt es aber darauf an, aus der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Ideen und Bestrebungen alles soweit zur Geltung kommen zu lassen, daß man das Gute und das Falsche, und jedes im Zusammenhang von seinem Ursprung bis zu seiner Wirkung, klar erkennt. Die Entscheidung und der ganze rückhaltlose Willenseinsatz für das Bessere ist ja nur möglich, wenn man erkennt, daß es wirklich das Bessere ist; umgekehrt ist auch das Verlassen falscher Wege erst dann zu erwarten, wenn diejenigen, die den falschen Weg gegangen sind, es selber einsehen. Erfolg oder Mißerfolg politischer Entscheidungen müssen unmittelbar und eindeutig mit den entsprechenden Entscheidungen im Zusammenhang stehen; daraus ergibt sich die Klarheit, die zur politischen Orientierung nötig ist.

Kann nun eine solche Klarheit auf dem Wege unserer bisherigen parlamentarisch-demokratischen Parteipolitik, die ihre Entscheidung geradezu mit einem obskuren Drang nach mißverstandener Vollkommenheit im Abstimmen der Meinungen, in arithmetisch ermittelter Gerechtigkeit und im Verknoten verschiedenartigster Tendenzen und Bestrebungen herbeizuführen sucht, gewonnen werden? —

Die Frage aufzuwerfen, heißt schon sie zu verneinen. Wenn aus den verschiedensten Ideen und Bestrebungen und aus der Stimmenzahl, die jeweils dahintersteht, in unserer demokratisch-parlamentarischen Politik mangels klarer Mehrheit gewissermaßen das arithmetische Mittel gezogen wird, dann kommt dabei insgesamt doch nur ein Konglomerat, eine Verfilzung von Sinn und Unsinn zusammen; da kann doch keiner mehr übersehen, woran es liegt, daß es so schauderhaft schlecht klappt; und so glaubt jeder, nur das, was die andern zu seinen eigenen Bestrebungen beigetragen haben, sei falsch und an der ganzen Wirrnis schuldig, — während die eigene Idee, wenn sie nur rein und unverfälscht ohne die unverständige Mitwirkung der andern durchgeführt würde, gewiß auf einen Schlag alles ins Lot brächte. — Da jeder so denkt, kann es nicht anders sein, als daß diese Auffassung bei den Allermeisten ein großer

Irrtum ist; aber wie sollen sie das jemals merken, wenn es nie möglich wird, daß sich die eigene Idee in unverfälschter Reinheit — bestätigen oder ad absurdum führen kann? —

Das Prinzip der Demokratie, verschiedenem Denken und Streben seinen freien Lauf zu lassen, ist nicht falsch. Falsch ist offensichtlich nur die Art, wie man im Parlamentarismus unter widersinniger Vermengung und Vermischung auch der entgegengesetztesten Tendenzen zu einer Lösung zu kommen strebt — die man auch noch für den „goldenen Mittelweg“ hält. —

Um die Aussichtslosigkeit und Unsinnigkeit einer solchen Politik richtig zu verstehen, ist es aber notwendig, die Parteipolitik einmal unter die kritische Lupe zu nehmen:

Soziologisch gesehen werden die treibenden Kräfte zu reformierenden Veränderungen in der Gesellschaftsordnung von der Notwendigkeit selbst mobilisiert. Insoweit ist der historische Materialismus richtig. Wo keine innere Notwendigkeit zu einer Veränderung sich zeigt, oder diese nicht stark genug in Erscheinung tritt, bewirken die Kräfte der Beharrung, daß alles in gelassener Ruhe verbleibt. Wo aber die Notwendigkeit vorliegt — oder stärker hervortritt als anderswo, da beginnt sich etwas zu rühren. Es ist kein Zufall, daß in dem Lande, das im Herzen des europäischen Kontinents liegt, die stärkste Unruhe herrscht — ein aufgeregtes Summen wie in einem Bienenkorb. —

Von der Einsicht unabdingbarer Notwendigkeit gedrängt, wird jede Idee zur Gestaltung der sozialen Ordnung mit der Gewißheit eines naturgesetzlichen Vorgangs Kräfte wecken, die die Verwirklichung der Idee in die Hand zu nehmen trachten. Das bedeutet, daß die Mobilisierung des Willens zu politischer Aktivität, vom Denk- und Erkenntnisvermögen her richtig oder falsch orientiert — gar nicht zu vermeiden ist. Es wäre auch falsch, dieser Entwicklung Bremsklötze anzulegen; wir gewinnen damit nichts an Ordnung, nichts an Ruhe, nichts an Sicherheit — nur die Verzögerung der Lösung. —

Die Eigenart des bisherigen politischen Denkens jedoch, den

im privaten Erwerbsleben — wo er natürlich und durchaus angebracht ist — verpönten Interessenstandpunkt mit unge-
nierter Selbstverständlichkeit in der Politik durchzusetzen, die
doch als Angelegenheit des allgemeinen Wohls gerade davon
nicht berührt werden dürfte, hat die politischen Gruppen, die
sich in ihren Bestrebungen voneinander unterscheiden, mit der
in der Sache liegenden Logik zu *Interessengruppen* werden
lassen.

Es ist ganz zweifellos, daß das Prinzip, in der Partei die
Interessengruppe eines Standes, einer Volksschicht oder einer
Klasse zu sehen, stark differenzierte und untereinander un-
vereinbare politische Bestrebungen auslösen muß. Die Un-
möglichkeit, mit diesem Prinzip zu einer wirklichen Lösung
zu kommen, kann wohl zu zeitweilig als Erfolg gewerteten
Kompromissen führen, versteift aber allseits die Energie
und zehrt die Kräfte auf, bevor sie überhaupt bis dahin vor-
gedrungen sind, wo größere, umfassendere Möglichkeiten
liegen. Die soziale Ordnung als Synthese aus der gegenseitigen
Abstimmung von Interessenpolitik ist eine Wahnidee völlig
mißverstandener Demokratie. Aus solchem Treiben erwächst
niemals eine bessere Gesellschaftsordnung, wer das meint, der
weiß noch gar nicht, um was es im Grunde geht. Die neue Ord-
nung unseres Lebens verlangt zuallererst die Grundeinstel-
lung *überparteilichen* Denkens.

Konkret gesprochen kann es nicht darauf ankommen, die
Forderung der Agrarpartei nach Kornzöllen mit der Forde-
rung der Industriepartei nach Lohnsenkung und diese beiden
Forderungen mit dem gebieterischen Verlangen der Arbeiter-
partei nach staatlicher Sozialunterstützung und sonstigem
mehr miteinander in Übereinstimmung zu bringen. — Das
sind alles Forderungen, mit denen ein privates Interesse, das
schlichte Streben nach noch etwas mehr von den Gütern dieser
Welt, sich in der politischen Arena korporativ durchzusetzen
strebt. Ob die Agrarier Kornzölle verlangen, oder die Industrie
niedrige Löhne, oder ob die Arbeiter am Ende gar die Forde-
rung stellen, der Staat solle jedem Werkstätigen Sonntags ein

Hühnchen in den Suppentopf liefern — bzw. Mietensenkung vornehmen oder sonst einen Vorteil verschaffen, der sich in bares Geld oder Rauchtobak oder andere Annehmlichkeiten umsetzen läßt —, es kommt von der oft genug erlebten Wirklichkeit bis zu unserer Übertreibung immer auf dasselbe hinaus; der Lärm des unmittelbaren und unverfrorenen Strebens nach sofortigen Vorteilen, die man den andern abzunötigen strebt, summt und rauscht durch die Parlamente — und für das, was wirklich zur sozialen Ordnung nötig wäre, haben diese Interessenvertreter keine Zeit und — aus ihrer falschen Orientierung heraus — auch kaum einen Sinn! —

Partei politik als Politik der Wahrnehmung von Gruppeninteressen ist eine Verirrung der Demokratie, und man sollte sich keinem Zweifel darüber hingeben, daß es sich hierbei nicht um die Übertreibung und Entartung eines an sich gesunden Prinzips, sondern seit jeher einfach um die Anwendung eines unter allen Umständen falschen Prinzips gehandelt hat.

Wenn dem demokratisch-parlamentarischen System, das wir von 1919 bis 1933 hatten, der Gedanke zugrunde lag, daß die verschiedenen Interessen-Gruppen, Stände und Klassen die Möglichkeit haben sollten, Parteien zu bilden und ihre Interessen im Parlament vertreten zu lassen, so versprachen sich von dieser Methode insbesondere die Arbeiterparteien, deren berechtigtes Streben nach dem der Arbeitsleistung entsprechenden Anteil vom Sozialprodukt mit dem weniger berechtigten Streben nach umfassender Staatsfürsorge zusammenklang, eine günstige Entwicklung. In der parteipolitischen Praxis, in der nun einmal verschiedene Interessengruppen mit den gegensätzlichsten Interessen einander gegenübertraten, wurde aber daraus der bekannte parlamentarische „Kuhhandel“, den alle Beteiligten mißbilligten und ihn doch nicht lassen konnten. Ein klares Übergewicht irgendeiner Partei, das nach dem Mehrheitsprinzip zwar nicht die Lösung einer Aufgabe, wohl aber die raschere Entscheidung in irgendeinem Sinne ermöglicht hätte, konnte bei dem Grundsatz der Interessenvertretung durch die Partei nicht gut erreicht und nie

auf die Dauer gesichert werden. Wenn man sich nämlich darüber klar ist, daß Parteien Interessenvertretungen sind, dann kommt es ganz von selbst dahin, daß Größe und Macht der einzelnen Partei durch die gesellschaftliche Gruppierung im Volk bedingt wird. Die „Arbeiterpartei“ kann dann logischerweise nicht stärker sein, als es der Arbeiterschaft entspricht, und die „Haus- und Grundbesitzer-Partei“ hat in der Kopffzahl der Haus- und Grundbesitzer das Maß ihrer Maximalstärke. Sie wird nie eine „Mehrheit“ werden. —

Weiterhin kann man, wenn man schon allgemein dem Wahn huldigt, Interessenvertretung sei in der Politik das Richtige, auch nicht verhindern, daß sich spezielle Interessengruppen politisch selbständig machen, sobald sie zu der Auffassung kommen, daß ihre Belange im Rahmen einer vielleicht einfach als „Volkspartei“ firmierenden Gruppe nicht mit genügend Nachdruck vertreten werden. An wen sollten sich denn z. B. die naiven Bürger wenden, die in vollem Einklang mit dem allgemein als „richtig“ anerkannten Grundsatz der Interessenpolitik dafür kämpften, daß ihre alten „rot gestempelten“ Tausendmarkscheine aufgewertet werden? Keine Partei trat für sie ein, folglich gründeten sie eben selber eine, genau so wie die Haus- und Grundbesitzer oder auf der andern Seite der „Reichsbund der Mieter“. — Das Prinzip der Interessenvertretung in der Politik, dem zuerst die großen Parteien gehuldigt haben, hat Schule gemacht und hat die in der Periode der Weimarer Republik zutage getretene Parteienvielfalt — mehr als 30 Parteien — heraufbeschworen.

Auf Grund dieser Aufspaltung haben praktisch nur einige aus soziologischen und weltanschaulichen Gründen stärkere Parteien einen gewissen Einfluß gehabt — wenn auch manchmal nur dazu ausreichend, den andern den Sieg zu verderben. Da auch unter diesen Großen aus den eben erklärten Gründen die Stärke keiner Partei ausreichen konnte, etwas Entscheidendes in ihrem Sinne durchzufechten*), entfaltete man mit der

*) In seiner Schrift „Ideenkrise und Parteienwirrwarr“ (s. Literaturnachweis) brachte Richard Wolff eine aus dem amtlichen Material

Verbrämung des eigentlichen Interessenstandpunktes eine Werbetätigkeit, die auf die Erfassung der Stimmen aus anderen Interessengruppen hinauslief. Die Parteipolitik, die also in gewissem Sinne am Rande ihrer Ausdehnungsmöglichkeiten angekommen war und in logischer Konsequenz ihrer eigenen Grundprinzipien die Aufspaltung in zahlreiche differenziertere Interessengruppen verursachte und verursachen mußte, und die zutage getretene Zerklüftung auch mit aller Beflissenheit um nachträgliche, erst im Parlament versuchte Koalitionen nicht mehr zusammenkitten konnte, wurde nun mehr und mehr verschwommen, im tiefsten Sinne unehrlich und falsch. Und den Gipfel dieser politischen Unehrllichkeit erreichte schließlich einer, der allen alles versprach. —

*

Noch eines ist nun aber im Zusammenhang mit den Grundsätzen und Möglichkeiten der Parteipolitik zu bedenken:

Setzen wir an, es komme in der Tat in der demokratischen Ordnung zur Bildung von Gruppen, welche über den engen Interessenstandpunkt hinausragen und ihre politische Energie hinter die *Idee* einer wirklich neuen Lebensordnung setzen. Daß hierzu ein gewisses Maß von Erkenntnisvermögen erforderlich ist, dürfte klar sein — und es dreht sich nun nur um die Frage, ob eine Gruppe mit dieser Idee eine Chance hat, nach den Spielregeln der Mehrheitsdemokratie die politische Macht zu erringen, um dann ihre, wie wir nicht anzweifeln wollen, für die Gesamtheit segensreichen Maßnahmen durchzuführen. —

Hier beginnt schon die Problematik. Wie kann man so vermessen sein, von der Mehrheit zu erwarten, daß sie etwas Abstraktes, eine Idee der Neuordnung, die doch vom Bisherigen irgendwie abweichen muß und die darum ohne realistische

des Statistischen Reichsamtes zusammengestellte Übersicht, aus der hervorgeht, daß in der Parteiengruppierung von 1871 bis 1930 nie eine klare Mehrheit einer Partei zustande kam. Das höchste Ergebnis erzielten 1871 die Liberalen mit 46,65 v. H. der abgegebenen Stimmen, ein Ergebnis, das 1919 von den Sozialisten mit 45,50 v. H. fast auch erreicht, aber nicht überschritten wurde (s. a. a. O. S. 16).

Anschaulichkeit dasteht, begreifen und sich dafür einsetzen wird! — Schon diese Anforderung ist die Anforderung, die man an die Elite eines Volkes stellen kann, niemals aber an die Masse.

Es ist übrigens auch auf allen anderen Lebensgebieten so, nicht nur auf dem Gebiet der Politik, daß Entdeckungen, Erfindungen, neue Einsichten und Erkenntnisse mit ihren praktischen Nutzenanwendungen nie von der Masse, sondern immer nur von schöpferischen Minderheiten ausgehen. Wenn die Nutzbarmachung der Dampfkraft, die Entwicklung des Motorenbaus oder die Ausbreitung der modernen Rundfunktechnik im Anfangsstadium als Idee vor die Notwendigkeit gestellt worden wäre, einen Beschluß der Mehrheit für ihre Verwirklichung anzustreben, so wäre mit Sicherheit heute noch nichts davon verwirklicht. In diesen Dingen ist also der Fortschritt nur dem Umstand zuzuschreiben, daß die Träger der Idee ihre eigene Initiative zur Tat ohne Hemmungen durch die Mitbestimmung der Masse einsetzen konnten. Man verstehe das aber richtig: in einer solchen Feststellung ist keine Verachtung der Masse ausgedrückt. In der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen gibt es zahlreiche Beispiele dafür, daß hervorragende Köpfe sich auf Grund unzulänglicher Einsichten in speziellen Fragen genau so ablehnend verhalten haben, wie man es etwa von einem schlichten Bauer oder einem einfachen Tagelöhner nicht anders hätte verlangen können. Unsere Unzufriedenheit hat sich also nicht dagegen zu richten, daß der Mensch nicht alles weiß und begreift und versteht, sondern sie sollte sich dem Umstand zuwenden, daß man ihm zumutet — mit dem Appell an den Massenentscheid von ihm erwartet und voraussetzt —, daß er alles verstehe, begreife und richtig beurteilen könne. Das gilt nun also in besonderem Maße für die Probleme der sozialen Ordnung.

Über die Gegebenheiten der soziologischen Schichtung kommen wir nicht hinweg; die Stufung von der breiten Basis der Masse bis zur engen Plattform der Spitze bleibt in allen Dingen, ob es sich um Urteilskraft, Einsicht, Wissen, Bildung

und Sachkenntnis oder um charakterliche Eigenschaften, wie Lauterkeit des Strebens, Verlässlichkeit, Treue und Ausdauer usw. handelt. Immer wird die Masse — in diesem Falle also keinesfalls einfach als die Arbeitermasse zu begreifen — unter der Minderheit stehen, die in den betreffenden Punkten den offensichtlichen Notwendigkeiten gerecht werden könnte, niemals umgekehrt! — Wie soll aber nun unter solchen Umständen die politische Macht, über welche die Masse nach dem Mehrheitsprinzip verfügt, hinter die Einsichten und Ideen der Minderheit gelangen? — Ist nicht die Hoffnung, daß das jemals gelingen könnte, einfach utopisch? — Was aus der Natur der Sache heraus nicht möglich ist, wird immer unerreichbar bleiben! —

So ist allen Ernstes zu überlegen, ob nicht das Streben nach dem Mehrheitsentscheid, selbst dann, wenn die Idee, für die es geschieht, richtig und von epochemachender Bedeutung wäre, ein hoffnungsloses Jagen nach dem Phantom der politischen Macht bedeutet. Wiederum würde sich zeigen, daß es falsch ist, etwas mit politischer Macht durchsetzen zu wollen — es ist auch falsch, das Richtige mit Gewalt durchzusetzen! — Das Streben nach Macht, im tiefsten Grunde doch auf der Idee despotischer Gewaltausübung beruhend, ist also nicht nur deshalb abzulehnen, weil wir diese Grundidee verwerfen, sondern ebenso aus der realistischen Erwägung, die sich an den Erfolgsaussichten orientiert und die uns die Hoffnungslosigkeit solchen Vorgehens zeigt.

Nun mag man dem entgegenhalten, die praktische politische Erfahrung habe bewiesen, daß bei aller Verschiedenheit der Menschen eines Volkes doch die für die Durchführung von politischen Maßnahmen erforderlichen Mehrheiten zustande kommen können — die Existenz und Entwicklung der sozialistischen Parteien gebe Zeugnis dafür. —

In dieser Meinung offenbart sich jedoch ein folgenschweres Mißverständnis, ein Verkennen der Bedingungen und Triebkräfte, denen die Ansätze zu Mehrheitsbildungen überhaupt zu verdanken sind.

Es gibt zwei Möglichkeiten, die soziologische Macht der Masse zu klaren Willensentscheidungen kommen zu lassen, mit denen im System der Mehrheitsdemokratie eine Politik gemacht werden kann. Beide Möglichkeiten betreffen aber nur die dem Massendenken erreichbaren Überlegungen naheliegender Interessenpolitik, niemals die Förderung von Tendenzen, eine in die Zukunft weisende Sozialordnung zu gestalten.

Im einen Fall handelt es sich um *konservative Tendenzen*; in Zeiten, in denen das Leben einigermaßen erträglich ist, setzt sich das Prinzip der Trägheit durch. Die Mehrheit ist an Veränderungen uninteressiert und wünscht nur, daß alles beim alten bleibt und keine „Experimente“ gemacht werden — sie steht also jenseits der gestaltenden Kräfte als hemmendes Element, wie immer sie sich benennen mag.

Der andere Fall betrifft die *revolutionären Bestrebungen* — aber auch diese nur interessenpolitisch verstanden. Hier ist gerade der Marxismus der anschaulichste Beweis für die Schlüssigkeit unserer Folgerungen. Der Marxismus richtet seinen Anruf bewußt an das Klassen-Interesse, nicht an das soziale Verantwortungsbewußtsein, an den zukunftgestaltenden Geist. Geist ist ihm Funktion der Materie, „Idee“ soviel wie nachgeordnetes Produkt des Seins. Von dieser Vorstellung der materialistischen Weltanschauung aus geht der marxistische Revolutions-Aufruf an die Massen, und es ist gar nicht verwunderlich, sondern im Gegenteil selbstverständlich, daß sich auf diesen Ruf nicht der schöpferische Geist, der eine neue Ordnung schaffen könnte, angesprochen fühlt, sondern nur der Heerbann der Unzufriedenen. Es ist keine Frage, daß die Unzufriedenheit zu Recht besteht und mit dem Anwachsen der sozialen Dyskrasie zunimmt, immer mehr Menschen in den Bann der revolutionären Bewegung zieht; aber allen diesen Menschen ist angesichts der Kluft zwischen Armut einerseits und Besitz andererseits die Linderung ihrer Gegenwartsnot aus der Substanz des Reichtums, den sie bei den anderen sehen, verständlicherweise *wichtiger als die Zukunftsordnung*. — So setzt sich ihre politische Energie hinter die Parole der „Expro-

priation“, wie sich die elementaren Kräfte der Revolutionen zu allen Zeiten hinter die gewaltsame Aneignung des Besitzes der anderen gesetzt haben.

Hier wird ein entscheidender Irrtum des Marxismus sichtbar: die Frage der nach erfolgter Expropriation zu gestaltenden neuen Ordnung, die doch das weitaus wichtigere der Revolution sein müßte, ist für das Interesse der Massen von absolut nebensächlicher Bedeutung. Niemals würden sie für die Ordnung des Kollektivismus an sich die gleiche revolutionäre Energie einsetzen, die sie für die davorgekoppelte Expropriation übrig haben! — Wenn die Enteignung der Besitzenden in einer gewissen Verteilung des Besitzes ausläuft, wie etwa in der Landverteilung aus den Gütern der enteigneten Großgrundbesitzer, dann hat das mit allergrößter Sicherheit ein Erlöschen der revolutionären Energien zur Folge, so, als ob der Kollektivismus nie die wesentlichere der revolutionären Forderungen gewesen wäre. Der einzige Halt, auf den sich der Kollektivismus verlassen kann, besteht überhaupt nur darin, daß sich die Beute moderner Produktionsanlagen nicht auch zerreißen und wie Grund und Boden aufteilen läßt — und somit notgedrungen in gesellschaftlicher Zusammenarbeit in Betrieb genommen werden muß.

Das alles bedeutet und zeigt, daß die Masse in der Situation der Not wohl für eine Revolution, für die gewaltsame Aneignung des Reichtums der anderen aufgerufen werden kann — das sind handgreifliche, dem Begriffsvermögen der großen Mehrheit faßbare Ziele —; aber sie kann nicht, losgelöst hiervon, für die Idee einer Zukunftsordnung aufgerufen werden, selbst wenn diese Idee weitaus Größeres verheißen würde, als mit der Plünderung der Paläste jemals erreicht werden kann.

Der Appell an die Mehrheit ist, wenn es sich um die vorausschauende Gestaltung zukünftiger Dinge handelt, der Anruf einer tauben Kraft. Der Ansatz zu Veränderungen, zum Fortschritt, zu neuen Lösungen kann nur vom Geiste, von der Idee, von der Minderheit her kommen. Dem Geiste ist nur der aus der Masse — auch aus dem Proletariat — heraustretende

Einzel mensch zugänglich, niemals die Masse in kollektiver Geschlossenheit. Aber darin liegt ja die Tragik des Marxismus überhaupt, daß er die Vorrangstellung des Geistes leugnet und für die Entwicklung der Menschheit Kräfte zu mobilisieren strebt, die in des Wortes tiefster Bedeutung geistverlassen sind. —

Der Ameisenforscher *Leo Frobenius* machte bei Termitenstämmen in Afrika die Beobachtung, daß auch bei diesen in Staatsverbänden lebenden Insekten zeitweise Revolutionen auftreten. Es erfolgen Vorstöße bestimmter Gruppen aus der Tiefe des Stockes, die jeweils zur Zerstörung und wieder zum Neuaufbau des Baues führen. Doch die neue Ordnung wird immer wieder so, wie die alte zuvor war. — Nie wird nach einer Revolution etwas anderes daraus! — Walten hier nun die elementaren Kräfte der Erhaltung einer bestehenden Ordnung? — insofern, als durch die Revolution Übersteigerungen einer sicher nicht weiter erträglichen Entwicklung korrigiert werden? — Auch das wäre zweifellos als natürlicher Vorgang sinnvoll. Aber kein Funke göttlicher Erleuchtung gibt der aus der Tiefe nach oben durchgebrochenen Kreatur die *Idee* einer neuen, andersartigen Ordnung, welche etwa alles das, was die Revolution überhaupt notwendig machte, für die Zukunft vermeiden würde. Nein! — nur bereits Vorhandenes und bereits Gewesenes liegt im Bereich ihres Gestaltungsvermögens; und so mag das Termitentier nach gelungener Revolution siegestrunken in die Umwelt glotzen und mit fieberhaftem „Aufbauwillen“ über die Kadaver der Getöteten krabbeln — aber was es auch tut, tut es in der Bahn der Wiederholung, denn die zeugende Kraft des Geistes, die mit der Idee einer neuen Gestaltung aus dem Bisherigen heraus in andere Lebensbereiche führen könnte, ist ihm versagt *). —

*

*) Man vergleiche hierzu die heutige sozial-ökonomische Entwicklungs-Phase der proletarischen Revolution: In der Sowjet-Union gibt es nach einem Bericht der „Täglichen Rundschau“ vom 29. 5. 1946 Zehntausende von Sparkassen mit 25 Millionen Sparern, die Geld-

Wir müssen uns heute darüber klar werden, daß es — zum wiederholten Male gesagt — ein grobes Mißverständnis der demokratischen Idee ist, die politischen Gruppen, die in einem Gemeinwesen zur Gestaltung der Sozialordnung zusammen-treten, nach den Gesichtspunkten von Gruppen-Interessen auf den Plan zu rufen. Es geht in der Sphäre der Politik nicht um die Sonder-Interessen von sozialen Gruppen, Klassen und Mächten, sondern um die umfassende Regelung der Sozialordnung. Unter diesem Gesichtswinkel gesehen gibt es in der bisherigen Politik nur zwei Gruppen, die mehr darstellen, als nur einen Interessenhaufen. Die eine Gruppe ist unbeschadet des Vorhergehenden die Gruppe der *Kollektivist*en — denn der Kollektivismus ist, losgelöst von der interessenpolitischen Parole der Expropriation, als Prinzip einer Gesellschaftsordnung denkbar, er umfaßt die Ordnung des Gemeineigentums und den Grundsatz zentral gelenkter Produktion und Güterverteilung. Die andere Gruppe ist die ältere aber stärker aufgespaltene Gruppe der *Liberalisten*, die in der Weimarer Republik dem Namen nach gar nicht in Erscheinung getreten, in Wirklichkeit jedoch in verschiedenen Gruppen und Parteien lebendig geblieben war, natürlich vielfach ebenso stark durchsetzt mit Interessenpolitik wie die auf Expropriation, Sozialversorgung durch den Staat usw. bedachten Sozialisten.

Der Liberalismus sieht im Waltenlassen natürlicher Kräfte und Tendenzen, in der Anerkennung und Durchsetzung des Naturrechts der Menschen ein höheres Ordnungsprinzip und

einkommen frei sparen können und je nach der Anlagedauer 3 bis 5% Zinsen bekommen. — Damit ist ein Prozeß im vollen Gange, den Friedrich Engels im „Anti-Dühring“ bereits skizziert hat und der das Wiederaufleben des Kapitalismus von der Seite der Schatzbildung her bedeutet. Zins und Zinseszins sind der Urgrund der Kapital-Akkumulation aus dem Arbeitsertrag anderer — der Wesenskern des Kapitalismus lebt und entwickelt sich wieder —, weil sich die nicht vom neugestaltenden Geist, sondern von der Doktrin des Klassenkampfes geführte Revolution nach ihrem Sieg mangels einer Idee im Hantieren mit den vorgefundenen Einrichtungen und abguckten Institutionen der „Bourgeoisie“ verliert. —

kommt von dieser weltanschaulichen Grundeinstellung zu seinem klassischen Kampfruf „Laissez faire et laissez passer!“ — „Laßt tun und geschehen!“ — die Welt geht von selbst. — Wird dieses Grundprinzip auf geistigem und kulturellem Gebiet auch bis weit in die Reihen der Gegner hinein anerkannt, so scheiden sich die Geister aber doch mit größter Entschiedenheit auf dem Gebiet der Wirtschaft, auf dem sich ja die Politik vornehmlich betätigt; der Liberalismus aber spielt hier die unglückliche Rolle, sich mit einer großen Idee für eine Sache einzusetzen, die nicht Geist von seinem Geiste ist. Unter dem Mantel des Liberalismus die kapitalistischen Monopole zu vertreten, das ist charakteristisch für das Vermengen von Grundsätzen einer umfassenden idealen Lebensordnung mit den Forderungen einer robusten Interessen-Politik. — Der Anspruch auf Monopol-Einkommen, wozu ja in erster Linie Kapitalrente und Grundrente gehören, und die politische Sicherung dieser Einkommen durch Zollpolitik, Lohnpolitik, Bodenpolitik, gesetzlichen Schutz von Kartellabmachungen und dergleichen stellt einen mit sozialer Gerechtigkeit nicht zu vereinbarenden Sonderanspruch dar, den die verschiedenen politischen Parteien rechts von den Sozialisten also mit einer Begründung vertreten, die bei Licht besehen ganz anderen und wesentlich edleren Prinzipien galt. Wer sich bei seinem bedenkenlosen Griff nach dem Arbeitsertrag der anderen auf den Grundsatz des „Laissez faire“ beruft, der hat den Liberalismus, weiß Gott, sehr schlecht verstanden.

Bei *Adam Smith* ist es schon durchaus klar, daß arbeitsloses Einkommen aus einem Monopolverhältnis fließt — und daß die große Harmonie der Wirtschaftsordnung den freien Wettbewerb von Leistung gegen Leistung, die Ausschaltung von Monopolen erfordert. Gewiß hat *Smith* noch nicht gesagt, wie das zu machen wäre, *Smith* glaubte, es würde sich als Folge von Kapitalvermehrung in organischer Entwicklung von selbst einstellen, und sah noch nicht, daß es Kräfte gibt, die die Kapitalbildung zu verhindern wissen. — Aber schließlich sind seit der Zeit, da er zu seinen Erkenntnissen kam, bis auf unsere

Tage zwei runde volle Jahrhunderte vergangen. Die Erkenntnis ist in der Zwischenzeit nicht stehengeblieben, und wenn das politische Denken sich in den letzten 50 Jahren etwas weniger um nationalistische und militaristische Belange und in der Demokratie um die Wahrung von Standes-, Kasten- und Klassen-Interessen bewegt hätte, dann würde es zweifellos längst auf die Einsicht gestoßen sein, daß die Harmonie der liberalen, freiheitlichen Lebensordnung einige Voraussetzungen erfordert, die von der Politik zuvor geschaffen werden müssen. Darüber in einen Meinungsstreit einzutreten, Gruppen und Parteien zu bilden, die eine von Einsicht und Erkenntnis getragene Idee zur Ordnung des Ganzen vertreten, das hätte einen Sinn — einen politischen Sinn — und würde diese Gruppen oder Parteien den Kollektivistten als geistig ebenbürtige Gegner gegenüberstellen. Daneben würde sich bei solchem Denken die Möglichkeit grundsätzlicher Unterschiede in den Auffassungen bedeutend kleiner erweisen als bei dem geläufigen Brauch der interessenpolitischen Orientierung — wir würden als Nebenwirkung eines verständigeren Verhaltens ganz von selbst von der Parteien-Vielfalt herunterkommen zu übersichtlicheren Bestrebungen von einigen wenigen Gruppen.

Das alles ist aber in der politischen Bewegung, in der Gruppierung, d. h. Parteibildung der Gegenwart noch nicht klar. Immerhin scheint man jedoch von dem Prinzip der speziellen Interessenvertretung doch schon etwas abgerückt zu sein. Sicher ist es kein Zufall, daß einzelne Gruppen sogar durch ihre Namensgebung die Absage an die einstige Methode der Interessenpolitik bekunden und sich nicht mehr „Partei“ nennen. Wer das Wohl des Ganzen im Auge hat, ist nicht mehr Partei im strengen Sinne des Wortes. Die Absicht allein genügt jedoch noch nicht. Was sich bisher in dieser Weise sammengefunden hat, ist von schwärmerischem guten Willen, von Aufbauwillen, von der Gemeinsamkeit christlicher Gesinnung, aber nicht von der klaren Erkenntnis eines Weges und nicht von einer zielbewußten Entschlossenheit, diesen

Weg zu gehen, zusammengehalten. Dennoch kann die in dieser Haltung in Erscheinung getretene Tendenz neben den nicht ganz verschwundenen, aber doch etwas schwächer gewordenen Tendenzen reiner Interessenpolitik — als ein erfreuliches Zeichen von Besinnung verbucht werden.

*

Wenn es um die Fragen der Gesellschaftsordnung geht, sind nach den verbreitetsten Auffassungen mit der Gegenüberstellung der Prinzipien der *Autokratie* (Minderheitenherrschaft, Monarchie, Diktatur) und der *Demokratie* (Mehrheits-herrschaft, Parlamentarismus) die Möglichkeiten so ziemlich umrissen. Die *Anarchie*, die als Zustand der Herrschaftslosigkeit meist als Zustand von Gesetzlosigkeit verstanden wird, was keinesfalls gleichbedeutend zu sein braucht, ist daneben praktisch bedeutungslos, da die soziologische Voraussetzung zu ihrer Verwirklichung, der Wille der Menschen, sie durchzusetzen, nicht vorhanden ist.

Vorhanden ist aber dennoch eine mit zunehmender Klarheit hervortretende Tendenz, Macht und Herrschaft abzuschütteln. — Der Drang zur Freiheit ist eine die soziale Entwicklung bewegende Kraft, auf die wir uns trotz allem, was zeitweilig dagegen spricht, in der Soziologie genau so fest verlassen können, wie auf das zeitlos gültige Gesetz der Schwerkraft in der Physik.

Heute stehen wir nun wieder vor dem System der Demokratie. Was Demokratie sein kann und soll ist damals, vor 1933, noch nicht im Entferntesten klar gewesen — und es ist auch heute noch nicht klar.

Wer sich den Begriff wörtlich übersetzt und unter Demokratie Volksherrschaft versteht und mit dem Volk die breite Masse der Mehrheit meint, die die Herrschaft haben soll, der befindet sich nicht ganz auf dem rechten Weg. Herrschaft ist immer von Übel. —

Es mag sein, daß der noch nicht ganz ausgestorbene Untertan, der es auch in der Demokratie noch bleiben möchte, und

mangels eines gekrönten Herrn oder ungekrönten Despoten wenigstens den Popanz einer Staatsgewalt mit Ministern, vor denen man Spalier bilden kann, über sich zu sehen wünscht, vor solchen Worten einen Schreck bekommt. Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß ein kleiner Schuß Einsichten aus geradezu anarchistischer Denkungsart der Demokratie nicht schlecht bekommen würde. — Herrschaft der Mehrheits-Exponenten bedeutet eben nicht einfach nur, daß die berechtigten Lebensinteressen der überwiegenden Zahl gegen die unberechtigten einer Minderheit gewahrt werden — das ist die in tausend Variationen verbreitete Vorstellung, auf die sich die Rechtfertigung des Mehrheitsprinzips gründet —, sondern es bedeutet, daß neben primitiver Maßlosigkeit der Forderungen von der Mehrheit auch alle Einzelheiten der Gesellschaftsordnung nach dem Grad der Massen-Einsicht gestaltet werden. So kann sich ergeben, und hat sich häufig schon ergeben, daß die Mehrheit aus Mangel an Einsicht Maßnahmen fordert und durchsetzen hilft, die nicht nur für die Minderheit, sondern eben für die Gesamtheit nachteilig sind. Ein drastisches Beispiel solchen Verhaltens haben wir nach dem Zusammenbruch in der von den Massenparteien geforderten und weitgehend auch mit Hilfe der Gewerkschaften durchgeführten Politik der Preisvorschriften, Preiskontrollen usw. wieder erlebt, einer Politik, die mit ganz respektablem Aufwand an Organisation und Polizeigewalt die Preise in scheinbar allgemeinem Volksinteresse niedrig zu halten strebte, — bevor der große Sog des vom Dritten Reich hinterlassenen Kaufkraftüberhangs beseitigt war, der nun naturgemäß von der kümmerlichen Produktion der Nachkriegszeit auf Kosten derer, die sie schaffen mußten, zu billigeren Preisen zehren konnte, als es den Tendenzen des Kaufkraftüberhangs entsprach. Besseres Wissen — das sich unter den gegebenen Umständen nicht durchsetzen konnte — hätte erst die aus der Kriegsfinanzierung herrührenden papierernen Ansprüche auf die realen Lebensgüter, die in dem aufgeblähten Geldumlauf vorhanden waren und auf nachträgliche Befriedigung lauerten, durch eine Geld-

reform beseitigt. — Das sind aber bereits Einzelheiten von Maßnahmen im großen Rahmen der sozialen Ordnung, die tieferes Wissen erfordern, als von der Masse erwartet werden kann.

Aber wo soll denn überhaupt eine Möglichkeit zu einer Lösung liegen, wenn weder die Herrschaft der Minderheit in allen ihren Formen noch die Herrschaft der Mehrheit eine Lösung verbürgt? — Das ist die Kardinalfrage der Sozialordnung, bei der wir einsetzen müssen und die wir aus dem Geist unserer Welt- und Lebensanschauung und aus unserer Grundeinstellung zu den Fragen der Gesellschaft beantworten müssen.

Wenn auf technischem Gebiet die Lösung einer Aufgabe nach einem bestimmten Prinzip nicht gelingen will, dann wird man nach einigen Versuchen die Richtigkeit des Prinzips anzweifeln und dieses Prinzip einer genaueren Untersuchung unterziehen. Auf dem Gebiete der Soziologie müßte dieses jetzt mit dem Mehrheitsprinzip des demokratisch-parlamentarischen Gedankens geschehen. — Versuchen wir diese Untersuchung mit Hilfe einer Parabel:

Es waren einmal viele Menschen, die bewohnten gemeinsam einen bösen Landstrich; immer wieder wurden durch Erdbeben, Überschwemmungen und dergleichen ihre Behausungen und die Grundlagen ihres arbeitsamen Daseins zerstört. So kamen sie endlich zu dem Entschluß, die ungastliche Stätte des den immer wiederkehrenden Zerstörungen ausgesetzten Landstrichs zu verlassen. Mit Ausnahme der großen und kleinen Plünderer und Strauchdiebe, die bei den Katastrophen in der allgemeinen Turbulenz reiche Beute machten, und der verschont gebliebenen Phlegmatiker, die sich kaum aus den eigenen Häusern getrauen, geschweige denn gar außer Landes, — waren so ziemlich alle der gleichen Ansicht, daß etwas anders werden müsse, daß es unmöglich sei, unter diesen Zuständen zu verbleiben. —

Nun kamen sie zusammen und berieten, was zu tun wäre und welchen Weg sie einschlagen wollten, um in ein Land von

besseren Lebensmöglichkeiten zu kommen. In dieser grundlegend wichtigen Frage wollten sie nicht einfach irgendeinen von ihnen bestimmen lassen, wie früher, als sie noch einen König hatten, sondern sie wollten alle nach dem Prinzip der demokratischen Selbstbestimmung dabei mitentscheiden. —

Jetzt aber zeigte sich, daß der Meinungen unter vielen Menschen gar viele sein können. Es bildeten sich verschiedene Gruppen, von denen die einen dahin, die andern dorthin wollten. Die einen hatten unter den Überschwemmungen sehr gelitten und hatten nun Furcht davor, nach einem schönen Land am freien Meer zu ziehen; die andern erinnerten sich der überstandenen Erdbeben und malten sich die Gefahren im bergigen Land noch fürchterlicher aus. So stritten sie hin und her, noch mehrere Gruppen entstanden neben der einen, die aus bekannten Gründen alles beim alten lassen wollte — und jede Gruppe bemühte sich, die andern zu der eigenen Meinung zu bekehren, oder, sofern von „Bekehren“ keine Rede sein konnte, mit der Behauptung, die Mehrheit habe recht, auf den eigenen Weg zu zwingen.

Dieser Streit zog sich über Jahre hin, und so kamen natürlich alle zusammen nicht von der Stelle. Die Lage wurde immer schwieriger, der Streit hitziger und nun brach zu allem Unglück eine neue Krise — wollte sagen — . . . Erdbeben-Katastrophe über das Land herein. Da entschlossen sie sich in ihrer Ratlosigkeit, an dem Prinzip der Selbstbestimmung verzweifelnd, einem von ihnen alle Macht zu geben, damit er sie führen solle. Der erkorene Führer organisierte einen großartigen Aufbruch — und führte sie alle ins Verderben. — — —

Nach dieser noch fürchterlicheren Katastrophe kehrte der Rest der Überlebenden wieder auf den alten Ausgangspunkt zurück. Vom Führerprinzip waren sie ernüchtert, und nun begann das Spiel mit den Mitteln der Demokratie, wie sie sie verstanden, von neuem.

Wieder bildeten sich Gruppen, die einen bestimmten Weg nach einem bestimmten Land gehen wollten, neben der einen, die aus besagten Gründen auf dem bisherigen Boden zu ver-

bleiben trachtete usw., und wieder kämpften sie darum, die anderen in die eigene Richtung zu locken, zu pressen und zu zwingen. — Der Kampf wurde gleich wieder fast so hitzig, wie ehemals, die Widerstände versteiften sich, und sie kamen wieder alle zusammen nicht vom Fleck. —

Jede Gruppe war eben besessen von der fixen Idee, daß ihr Weg nicht nur der richtige ist — das zu glauben wäre ihr gutes Menschenrecht —, *sondern daß es unbedingt sein muß, daß die Andersdenkenden diesen Weg mitgehen müssen.* Sie waren alle durchdrungen vom Prinzip der Herrschaft, und wenn schon Demokratie sein soll, so sagten die Vertreter der Mehrheit, dann *muß* sich die Minderheit der Mehrheit fügen — aber sie kamen gar nicht zu einer klaren Mehrheit; und wenn sie einmal dazu zu kommen schienen, so änderte es sich wieder, und bald kam es wieder dahin, daß die Mehrheit aus vielen Minderheiten bestand, womit im System ihrer neuen Demokratie auch wieder nichts anzufangen war. So wurde das Ganze ein unausgesetztes Hin- und Herzerren, und manche Leute meinten sogar, das sei der normale Sinn des demokratischen Systems — daß es immer so hin- und hergehen müsse. — Machtwahn, Herrschaftsprinzip, Entscheidung der Gewalt, alles das war aus dem Requisiten-Arsenal der Weltgeschichte von unseren Demokraten unbedenklich übernommen worden, und Toleranz — ja, diesen Begriff haben sie nach der vorausgegangenen Katastrophe schon noch hinzugelernt — also Toleranz bestand bei ihnen bestenfalls darin, daß sie den Andersdenkenden wenigstens ab und zu zu Worte kommen ließen und ihm die gute Absicht zubilligten, obwohl sie ihn auch hätten unumwunden für einen Schurken erklären können. Darauf — auf ihr gesittetes Verhalten — hielten sie sich schon viel zugute, denn es macht immer einen guten Eindruck, wenn in einer Versammlung die Redner von zwei oder drei Parteien heftige Wortfehden führen und dann mit einer ritterlichen Verbeugung vor dem Gegner diesem alle Hochachtung versichern, worauf kräftiger Applaus von Freund und Feind die erhebende Veranstaltung beschließen kann.

Indessen wurde damit nichts geändert — und der vulkanische Boden, auf dem das Volk weiterlebte, bereitete tief unten die neue Katastrophe vor. — — — Soweit unser Gleichnis.

*

Wie es dann weiterging? — oder weitergehen sollte? — Wer kann das wissen! — Es ist alles noch im Fluß. Das Hin- und Her-Gezerre kann wieder — und solange weitergehen, bis abermals der Schrei nach einer Gewalt ertönt, die dem ein Ende macht. —

Die Orientierung nach rechts, das Aufkommen der „Reaktion“ ist in der politischen Bewegung immer schon der Anfang davon, die Zerfahrenheit der Mehrheitsherrschaft durch die überlegenere, aber von unseren Gesichtspunkten aus natürlich keineswegs erstrebenswertere Herrschaft einer Minderheit abzulösen. Ob man mehr Macht und Herrschaftsrechte dem König oder dem „Volkstribun“ oder dem Staatspräsidenten einräumt, das bleibt sich gleich. Auf jeden Fall sollte man sich aber darüber klar sein, daß das Vordringen der „Reaktion“ — wenn die demokratische Idee weiterhin so gehandhabt wird wie bisher — nur durch die Resignation der Mehrheit ermöglicht wird und somit nicht ganz unverschuldet kommt. —

Es kann aber auch anders kommen, zumal die Geschichte allzu plumpe Wiederholungen auch nicht liebt: es kann sehr wohl sein, daß einmal eine Mehrheit zustande kommt, die ausreicht, alle Positionen der Staatsmacht zu besetzen — um dann den Riegel vorzuschieben, der eine abermalige Änderung dieses letzten Zustandes ausschließt. — Was das bedeutet, dürfte klar sein. —

Letzten Endes ist aber das eine wie das andere ein Ausbruch aus der Demokratie, bzw. ein Versuch, die freiheitliche „demokratische Ordnung“ mit den Methoden des Herrschaftsprinzips zu gestalten. Ohne Herrschaft, ohne Gewalt, glaubt unsere Welt heute noch, könne es nicht gehen. Und wenn einmal Überzeugung gegen Überzeugung steht, wenn fünf oder fünfzehn Gruppen sich mit verschiedenen Ideen gegen-

übertreten und keine den Erfahrungsbeweis liefern kann, daß ihr Weg der richtige ist, weil sie alle zusammen sich hindern, den Erfahrungsbeweis zu erbringen, dann befindet sich die Demokratie wieder in ihrer System-Krise, und dann ist sie auch am anfälligsten für die Idee, in der Gewalt den Ausweg zu suchen. Da hilft kein Lamentieren über den Unverstand der Menschen, über ihre Einsichtslosigkeit und Kurzsichtigkeit und kein Appell an die demokratische Vernunft, denn *Unlösbarkeit ist die innere Logik des angewendeten Prinzips!* —

Das Bemühen der Welt, mit dem Mehrheitsprinzip als Abart des Herrschaftsprinzips zu einer Lösung zu kommen, ist genau so verkehrt, wie das Bemühen um die Erfindung des Perpetuum mobile, das aus Gründen höherer, gesetzmäßiger, aber nicht allgemein begriffener Logik naturnotwendig scheitern muß. *Man kann nicht Wissende und Unwissende, Vorwärtstrebende und Rückwärtszerrende, Friedliebende und Kampfbegierige, Freiheitssuchende und Zwangsbesessene, Aufbauwillige und Zerstörungssüchtige — man kann nicht alle denkbaren Gegensätzlichkeiten zu einem Konglomerat einer „einheitlichen Willensentscheidung“ miteinander verkoppeln und verknoten und sich davon eine harmonische Lösung versprechen!* —

Diese lapidare Feststellung, die sich uns bei einer gründlicheren Beschäftigung mit der Sache geradezu aufdrängt, umschließt im Grunde genommen die entscheidenden Einsichten, aus denen heraus die Ansatzpunkte zu einer besseren, erfolgversprechenden Politik überhaupt erst erkannt und begriffen werden können.

Es ist nicht zu leugnen: alles Förderliche, Zielklare, Fortschrittliche, alles, was die Besten und Fähigsten zum allgemeinen Wohl beitragen könnten, kommt ja nach dem Prinzip der Mehrheitsentscheidung nicht in den Bereich der Wirksamkeit, wie es notwendig wäre, sondern es wird durch die Arithmetik der Demokratie, die die natürlichen und damit auch

ziffernmäßig überragend in Erscheinung tretenden Unzulänglichkeiten der größeren Massen entscheidend sein läßt, völlig entwertet und erdrückt.

Das arithmetische Mittel ist auf dem Markt am Platze, bei Preisen und Waren und an der Börse, wo man den Kurswert der Papiere aus dem Mittelwert zwischen Angebot und Nachfrage errechnet. Aber wenn es um die Frage von Kollektivisierung, von Bodenreform, von Ordnung des Geldwesens und der wirtschaftlichen Tauschbeziehungen geht, kann niemals der Durchschnittswert zwischen Für und Wider die Zweckmäßigkeit der zur Debatte gestellten Maßnahmen — unter denen vielleicht die objektiv richtige noch nicht einmal vertreten ist — erweisen. So sicher, wie der Geist und höheres Wissen seit jeher immer nur bei einer Minderheit zu finden war, so sicher ist die Wahrscheinlichkeit, daß bei Mehrheitsentscheidungen immer nur der Unverstand der größeren Masse den Ausschlag geben wird. —

Und dennoch wollen wir die Demokratie? — Gewiß! doch ohne diesen unheilvollen Mehrheitswahn. — Demokratie mit einem stärkeren Schuß freiheitlichen Denkens, mit Einbeziehung der Einsicht, daß auch der *Mehrheit keine Herrschaft zusteht*, mit einer ordentlichen Dosis praktischer Toleranz. —

Literatur: Bergsträßer: Geschichte der politischen Parteien in Deutschland, Verlag J. Bensheimer/Mannheim 1932; Karl Marx: Lohnarbeit und Kapital, Verlag Neuer Weg/Berlin 1946; — Zur Kritik der politischen Ökonomie, Otto-Meißners Verlag/Hamburg 1903; Marx-Engels: Manifest der Kommunistischen Partei, Verlag Neuer Weg/Berlin — Programm-Kritiken, Volks-Verlag Singen/Hohentwiel 1946; W. J. Lenin: Karl Marx, eine Einführung in den Marxismus, Verlag Neuer Weg/Berlin 1945; Lenin-Stalin: Über den Staat, Volks-Verlag Singen/Hohentwiel, 1946; Paul Mombert: Soziale und wirtschaftspolitische Anschauungen in Deutschland, Verlag Quelle u. Meyer/Leipzig 1928; Adam Smith: Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des National-Reichtums, Verlag Walter de Gruyter & Co./Berlin 1920; J. W. Stalin: Über dialektischen und historischen Materialismus, Verlag Neuer Weg/Berlin 1945; Richard Wolff: Ideen-Krisis — Parteien-Wirrwarr, Verlag Reimar Hobbing/Berlin 1931; W. Ziegler: Einführung in die Politik; Zentralverlag G. m. b. H./Berlin 1927.

VERFASSUNG UND MENSCHENRECHTE

„Stellt die Freiwilligkeit und das geistig Verwandte als das für ein Bündnis einzig Entscheidende auf! Das ist der Beginn einer Freiheit, die etwas wert ist.“

Henrik Ibsen.

Kann es nicht möglich sein, eine politische Verfassung zu schaffen, unter der jede Gruppe, die überzeugt ist, einen Weg zur besseren sozialen Ordnung zu wissen, diesen Weg auch gehen kann, ohne durch die Entscheidung Andersdenkender daran gehindert und auf einen entgegengesetzten Weg gezwungen zu werden — und auch ohne die andern zu zwingen, diesen eigenen Weg mitzugehen? — Ein ungewöhnlicher Gedanke, gewiß! doch wenn weder Minderheitsherrschaft noch Mehrheitsherrschaft richtig ist — darüber müßte man sich klar sein —, dann kann die Lösung nur noch darin liegen, dem freien Willen in einem gewissen Rahmen freie Bahn zu lassen. Um noch einmal im Bilde unserer Parabel zu sprechen: die Lösung ist ganz einfach die, daß man den Knoten des Herrschaftsgedankens, der die nach verschiedenen Richtungen auseinanderstrebenden Gruppen aneinanderfesselt und so die Klügsten hindert, die Richtigkeit ihrer Einsicht vor aller Augen unter Beweis zu stellen, wie auch die Einsichtslosen entgegen höherer Notwendigkeit davor bewahrt, sich mit den nicht begriffenen Mängeln der eigenen Idee höchstselbst herumzuzürgern, — daß man also diesen Knoten löst und jede Gruppe ihres Weges ziehen läßt. Und wenn man im Interesse der Allgemeinheit noch ein übriges tun will, dann kann man (wenn es sein muß, in Gottes Namen noch mit Stimmenmehrheit) beschließen, daß keine Gruppe einer andern den Weg versperren — — — Nein! — besser noch, damit *Einstimmigkeit* zustande kommt: daß die eigene Gruppe von keiner andern behindert werden darf. — Es soll zwar jeder und jede Gruppe die Freiheit haben, aber dort muß die Freiheit zu Ende sein, wo sie die Freiheit anderer verletzen würde. —

Nun würde jede Gruppe, jede Partei in vollständiger Einmütigkeit ihren Weg gehen können, kein Zwang durch herrschsüchtige Minderheit, kein Zwang durch den Terror der unverständigen Mehrheit! Niemand würde ein Kompromiß erzwingen, niemand ein Programm verfälschen, niemand würde besseres Wissen mit fragwürdigen Meinungen und fragwürdige Meinungen mit besserem Wissen zusammenwerfen. — Aber die Gruppe, die auf dem rechten Wege ist, kann jedenfalls das Beste erreichen — und davon könnte die Kunde schließlich auch bis zu den andern dringen, die sich verlaufen haben. Sie würden umkehren, denn was alles Reden bisher nie zustande bringen konnte, das bringt der eigene Mißerfolg und der Erfolg der andern fertig; er läßt die Einsicht keimen, daß jener Weg der richtige war — und jetzt kommen sie — aus eigener Einsicht, freiwillig, ohne von einem Führer oder von Mehrheitsbeschlüssen dazu gezwungen zu werden! Und am Ende finden sich alle in voller Einmütigkeit da zusammen, wohin einstmals nur ein Teil gegen den erbitterten Widerstand der andern zu kommen strebte. —

Es ist noch mehr, was in diesem Zusammenhang bedacht werden muß und was uns in der Richtung der aufgeworfenen Überlegungen weiterführt: Die Tatsache, daß eine Aufgabe nicht gelöst ist und daß Kräfte und Gruppen um die verschiedenen Methoden der Lösung ringen, bedingt von vornherein die *Möglichkeit von Fehllösungen*. — Die Auswirkungen von Fehlern in der Gestaltung der Sozialordnung sind aber um so weitgreifender und tiefgehender, je größer der Bereich ist, für den sie durchgeführt werden; und die Lage ist um so verfahren-ner, je geringer die Möglichkeiten sind, daß sich irgendwo etwas anderes durchsetzen kann. — Das ist der *gefährlichste Wahn unserer Zeit, daß alles im Sinne zentralistischen Denkens für alle verbindlich, für Länder und Erdteile und möglichst gleich für die ganze Welt, nach einem Schema durchgeführt werden müsse**). —

*) Presse-Notiz: Weltstaat-Liga gegründet. Im Sitzungssaal des Münchener Rathauses fand die offizielle Gründungsversammlung

Wer das für seine Idee verlangt, ohne vorher den Erfahrungsbeweis erbracht zu haben, der die Entwicklung — wenn der Erfahrungsbeweis dafür zeugt — *zwanglos* in die rechte Bahn lenken würde, macht sich einer ungeheuerlichen Anmaßung schuldig. — Warum müssen Dinge, die noch strittig sind — Geld-System, Marxismus, Mehrheitsprinzip —, gleich im Weltmaßstab durchgeführt werden? — Das was richtig ist, ist auch richtig und läßt sich als richtig erkennen, wenn es in kleinerem Maßstab durchgeführt wird! — Ebenso läßt sich das Falsche als Falsches erkennen, selbst wenn es nicht gleich für die ganze Welt, sondern nur für einen Teil der Welt verwirklicht wurde. Wer etwa glaubt, das Versagen eines Ordnungsprinzips damit erklären zu können, daß es eben noch nicht allgemein überall gelte, der übersieht dabei, daß sich die Welt auch drehen müßte, wenn sie kleiner wäre und wenn von fünf Kontinenten nur einer auf diesem Planeten vorhanden wäre.

Hat die Welt nicht in ihrem Laboratorium der Soziologie Großexperimente von beklemmenden Dimensionen mit einer unerhörten Ausbeute von Erfahrungen sowohl mit den Methoden der Massenherrschaft wie auch mit denen der Minderheiten-Herrschaft ablaufen sehen? wie kann man es nach diesen Erfahrungen noch für notwendig halten, das eine oder andere dieser Verfahren auch noch im Weltmaßstab auszuprobieren!

Trotzdem wird jetzt der eine oder andere Leser denken: Das geht doch nicht! — Wo sollte man denn auch hinkommen, wenn jede Gruppe ihre eigenen Wege gehen darf? — Nur keine Angst! Es wird zum Staunen sein, was da herauskommt. Die allermeisten Gruppen und Parteien würden sich jetzt erst selber kennenlernen — sie würden ihr Programm studieren und zwischen all den schönen Redensarten, aus denen so ein Parteiprogramm besteht, nach einem Hinweis suchen, was in dem erwähnten Sinn praktisch getan werden solle. — Es gibt

der „Weltstaat-Liga“ statt. Ihr Ziel ist es, alle Personen zu sammeln, die einen Weltstaat und eine Welt-Regierung befürworten. — („Der Tagesspiegel“, Nr. 36, 3. Jahrgang, 12. Februar 1947.)

im Grundsätzlichen, um das es jetzt gehen wird, nicht viele Möglichkeiten; der größte Teil unserer heutigen Parteiprogramme putzt Nebensächliches und Belangloses als Wichtigkeit heraus. Außerdem bemüht man sich heute geflissentlich, „auch“ so zu sein wie die andern, *auch* antifaschistisch, *auch* antimilitaristisch, *auch* demokratisch, *auch* für die Freiheit, *auch* sozial, *auch* für die Einheit usw., und jedes „*auch*“ sollte die politische Daseinsberechtigung zeigen — und unterstreicht in Wirklichkeit genau das Gegenteil. Je mehr Mühe man sich gibt, ein Parteiprogramm dem der andern anzugleichen, desto augenfälliger führt man den Nachweis, daß man als eigene politische Gruppe oder Partei überflüssig ist. Natürlich wäre es auch nicht damit getan, um des Abhebens und der Unterscheidung willen anders sein zu wollen, als die andern sind; und dies erst recht nicht, wenn diese andern in den bewußten Punkten auch noch richtig liegen. So bleibt es dabei, daß alle diese politischen Programme ohne die große ragende Idee eines unterscheidenden Ordnungs-Prinzips praktisch taub und leer sind; und das würde sich in dem Augenblick erweisen, in dem es darauf ankommt, den Kern zum Keimen zu bringen. — Es würden nur ganz wenige Gruppen sich in Bewegung setzen können, vielleicht nur zwei, die dritte weitaus größte wäre die, die zunächst noch alles beim alten lassen und sich auf das Beobachten beschränken würde, bis es genügend klar ist, in welcher Richtung die besseren Möglichkeiten liegen.

*

Die entscheidende Frage ist aber zunächst die: Ist eine politische Verfassung denkbar, unter der innerhalb eines Landes verschiedene Gruppen die Grundsätze ihrer Gesellschaftsordnung für sich selbst und ohne Verbindlichkeit für die Andersdenkenden durchführen können? — Mit dieser Frage stoßen wir für die Begriffe unserer Zeit in vollkommenes Neuland vor. Wenn diese Frage zu bejahen ist, dann erschließen sich Möglichkeiten einer Lebensordnung, im Rahmen anders verstandener Demokratie, in welcher die Problematik von Minder-

heiten-Herrschaft und Mehrheitsbestimmungen nicht mehr existiert. —

In den Naturwissenschaften hat die moderne Welt dieses gleiche Problem auf einem speziellen Gebiet gelöst. Während man vor 70 Jahren nach der Erfindung des Telephons auf einem und demselben Draht jeweils nur eine Nachricht durchsprechen konnte — und zur Gegenrede schon einen zweiten Apparat mit einer zweiten Leitung benötigte, ist es heute auf Grund der Entwicklung in der Hochfrequenztechnik möglich, auf einem und demselben Draht zu gleicher Zeit ein ganzes Bündel von Sendungen, Musik, Nachrichten in beliebigen Sprachen zu übermitteln. Die Töne gehen in der gleichen Zeit den gleichen Weg und sie geraten doch nicht durcheinander, es gibt keine babylonische Sprachverwirrung, kein chaotisches Kauderwelsch, sondern es löst sich jede Sendung für den Empfänger so klar und deutlich heraus, als ob der Draht oder das Kabel nur für ihn benutzt worden sei. Um so etwas Ähnliches handelt es sich in der sozialen Ordnung. Es würde darauf ankommen, eine politische Verfassung zu haben, die es gestattet, daß zu gleicher Zeit verschiedene Gruppen von Menschen, die sich äußerlich gar nicht zu unterscheiden brauchen, viele gemeinsame Berührungspunkte haben, gleiche Kulturbedürfnisse, gleiche Grundbegriffe des Rechts, gleichartige Produktionstechnik usw. dennoch nach verschiedenen selbstgewählten Prinzipien der sozialen Ordnung leben.

Wer freilich nicht weiß, was er und was die eigene Partei eigentlich will, der wird sich von solchen Möglichkeiten noch keine rechte Vorstellung machen können. Die andern aber werden es verstehen. —

Die Frage, die hier aufgeworfen wurde, ist zu bejahen — und die Verfassung, die wir brauchen, ist mit der Verkündung der Menschenrechte vor mehr als 150 Jahren schon formuliert worden. In der Erklärung der Menschenrechte von 1789 heißt es in Artikel 4 und 5:

„Die Freiheit besteht hauptsächlich darin, alles tun zu dürfen, was einem andern nicht schadet. Die

Ausübung der Naturrechte eines jeden Individuums hat daher keine andern Grenzen als jene, die andern Gliedern der Gesellschaft die Ausübung der gleichen Rechte gewährleisten. Diese Grenzen können nur durch das Gesetz festgelegt werden.

Das Gesetz hat nur das Recht, die der Gesellschaft schädlichen Handlungen zu verbieten. Alles, was durch das Gesetz nicht verboten ist, darf nicht verhindert werden und niemand kann gezwungen werden, etwas zu tun, was es nicht vorschreibt . . .“

Größere und klarere Worte sind hierzu nie gesprochen worden. — Man lese diese Sätze mit aller Aufmerksamkeit — und dann wird man erkennen, wie weit die politische Entwicklung, und zwar nicht nur in den Systemen des Absolutismus, der Diktatur, sondern auch in der Demokratie davon abgekommen ist. Hat nicht die Gesetzgebung der Demokratie ohne irgendwelche positive Wirkung unendlich viel von den Freiheiten, die anderen nicht schaden würden, eingeengt und weggenommen? — Hat nicht die Gesetzgebung das Recht, nur das *Schädliche zu verbieten*, überschritten und auch Gutes und Nützliches verboten, weil das so in den Plan einer zentralistisch gesteuerten „Ordnung“ paßt? — Heute ist es bereits verboten, ohne Genehmigung zu arbeiten! —

Mehr denn je — und fast möchte man meinen, härter und unbedingter als zu den Zeiten der gekrönten Herrscher — geht es noch immer um die Grundrechte des Menschen; und das Problem ist, die Freiheit des Menschen mit den Notwendigkeiten der Sozialordnung in Übereinstimmung zu bringen. Ob das aber auf dem Wege zu erreichen ist, daß man eine Sozialordnung „ausdenkt“ und ihr die Freiheit des Individuums unterordnet, oder ob man umgekehrt verfährt, und die Sozialordnung um die Grundsätze der Menschenfreiheit aufbaut, das ist die Kardinalfrage.

Vergleichen wir im Lichte einer solchen Betrachtungsweise die Verkündung der Menschenrechte von 1789 mit den Formulierungen von 1946; da steht z. B. in Artikel 2 der *Württembergisch-Badischen Verfassung*:

„Alle Menschen ohne Unterschied des Geschlechts und der Herkunft sind frei und gleich vor dem Gesetz. Darum ist dem Menschen zu tun gestattet, was nicht gegen Recht oder Ehre eines anderen oder gegen die Ordnung des Gemeinwesens verstößt. Diese Freiheit kann nur durch Gesetz eingeschränkt werden. Das Gesetz gewährt hierbei allen gleiche Rechte. Niemand kann zu Handlungen gezwungen werden, zu denen ihn nicht das Gesetz verpflichtet.“

In Artikel 101 der Verfassung von Bayern:

„Jedermann hat die Freiheit, innerhalb der Schranken der Gesetze und der guten Sitten alles zu tun, was anderen nicht schadet.“

In Artikel 2 der Verfassung von Hessen:

„Der Mensch ist frei. Er darf tun und lassen, was die Rechte anderer nicht verletzt oder die verfassungsmäßige Ordnung des Gemeinwesens nicht beeinträchtigt. Niemand kann zu einer Handlung, Unterlassung oder Duldung gezwungen werden, wenn nicht ein Gesetz oder eine auf Gesetz beruhende Bestimmung es verlangt oder zuläßt.“

Die Frage mag überraschen — aber sie sei dennoch gestellt: — können solche Formulierungen das „verfassungsmäßige“ Zustandekommen einer ähnlichen Entwicklung, wie wir sie hinter uns haben, verhindern? — Täuschen wir uns nicht! Wenn auch den zitierten Formulierungen zugestanden werden kann, daß sie z. B. mit der Gleichstellung der Menschen vor dem Gesetz die rassenpolitischen Entgleisungen und Exzesse des „Dritten Reiches“ nicht mehr zulassen würden, bleibt doch die große Frage: was ist die „Ordnung des Gemeinwesens“, die hier bedingungslos und uneingeschränkt wichtiger genommen wird, als die Freiheit der Persönlichkeit? Wo ist in der Verfassung die Sicherung gegen den Machtanspruch des Kollektivs? — Wo ist das Grundgesetz, das die Grenzen absteckt, bis zu denen der Staat in der Einschränkung der persönlichen Freiheit zugunsten irgendeiner Ordnungs-Konstruktion gehen darf? — Wenn er sie praktisch ganz aufhebt (das können wir Deutsche uns wohl nicht vorstellen? —) ist

dies die „verfassungsmäßige Ordnung“, die von den Grundrechten überhaupt nichts mehr übrig läßt, bzw. vielleicht das Recht, die tägliche Ration Brot auf einmal, statt auf zweimal aufzuessen. —

„Ordnung des Gemeinwesens“ ist ein sehr dehnbarer Begriff, darin läßt sich unendlich vieles unterbringen — von der Pflicht, sich beim Sklavenamt registrieren und nach den Dispositionen der Bürokratie einsetzen zu lassen bis zum Wehrdienst, wenn auch das Letztgenannte heute nur theoretisch als Grenzfall der Möglichkeiten gelten kann. Immerhin ist gerade das Letztere bemerkenswert, denn wenn es auch ohne Zweifel nicht auf solche Überlegungen zurückgeht, ist doch in diesen Formulierungen der Grundrechte keinem deutschen Mann das Menschenrecht zugebilligt, den Kriegsdienst zu verweigern! — Wenn das Gesetz ihn verpflichtet, kann er doch wohl gezwungen werden — wie bei Hitler! — denn die Freiheit der Persönlichkeit gilt doch nur „innerhalb der Schranken der Gesetze“, über die die Verfassung nichts sagt und die zu versetzen ganz im Belieben der jeweiligen Machtgruppen steht. —

Daß dies auf dem Wege der Gesetzgebung geschehen und alle gleicherweise betreffen soll, das ist ein magerer Trost und nicht zum mindesten geeignet, diejenige Änderung gegenüber dem früheren Zustand herbeizuführen, auf die es ankommt; — auch die Nazis haben die Wehrpflicht und tausend andere Gesetze nicht als Ausnahmeregelung für die Andersdenkenden, sondern auch für sich selber durchgeführt. Mithin war in diesen Fällen der kindliche Grundsatz der Verfassung, daß vor dem Gesetz alle gleich seien, sogar von ihnen respektiert. Und dennoch sind die Grundrechte des Menschen unter die Räder geraten. —

Gesetze müssen sein. Einschränkungen der Freiheit sind in jeder nur denkbaren Gesellschaftsordnung unvermeidlich — nur wer einzeln in der Wildnis lebt, kann sich als völlig frei betrachten und gehen und fahren, wie er mag, doch wenn er in das Gewühl der Beisammenlebenden kommt, dann muß er die Verkehrsregeln beachten, weil die Freiheiten seiner Wildnis

hier die Freiheit der Nebenmenschen beeinträchtigen würden. — So sind im Gruppenleben vielfältige Bedingungen zu berücksichtigen, aus denen die Regeln oder Gesetze für das Zusammenleben entwickelt werden müssen. Darüber gibt es noch keine restliche Klarheit und diese Fragen werden sich mit der Entwicklung selber weiterwandeln und vermutlich immer anders da sein und neu gelöst werden müssen.

Und dennoch sollte ein Gesichtspunkt unverrückbar bleiben, der Gesichtspunkt, daß keine Regel und kein Gesetz über das hinausgehen darf, was zur Sicherung der gleichen Rechte und Freiheiten des Nebenmenschen erforderlich ist. Dieser Grundsatz, daß das Gesetz nur das Recht hat, Handlungen zu verbieten, die der Gesellschaft schädlich sind, sichert die ewigen Grundrechte des Menschen. Er ist das stärkste Bollwerk gegen *jede* denkbare Art von Tyrannei und Machtballung.

Terror und Tyrannei gehen nicht nur von Gewalthabern, sie gehen mehr noch von der Masse aus, und sind dann noch gefährlicher, weil irrational, einer vernünftigen Entgegnung überhaupt nicht mehr zugänglich. Jetzt ist die Masse nicht mehr als irrende, hilflose Menge zu begreifen, jetzt wandelt sie sich zu einer diabolischen Macht. Der Terror braucht keinen Grund, denn er schwillt auf, gegebenenfalls sogar nur, weil er Vergnügen macht. Wer die SA-Kolonnen gesehen hat, die nach der Machtergreifung 1933 nicht müde wurden, mit ihren Fahnen durch die Straßen unserer Städte zu marschieren, um den Bürger am Straßenrand strammstehen und die Fahne vorschriftsmäßig mit erhobenem Arm grüßen zu lassen, dem ist es auch wohl noch in Erinnerung, mit welchem Vergnügen die Vor- und Beihuten der Marschkolonnen sich auf diejenigen stürzten, die um eine Kleinigkeit zu spät in einen Hausflur oder um die Ecke traten, weil sie den beschämenden Akt des Fahnen-Grüßens nicht mitmachen wollten. — Nichts Herrlicheres gibt es für den Massen-Menschen, als wenn das Gesetz gestattet, demjenigen, der anders will als die Masse, den Willen der Masse aufzuzwingen. Auf Notwendigkeiten der Sozialordnung kommt es dabei nicht an (oder war das Fahnen-

grüßen eine Notwendigkeit? —), und wenn eine Regierung in Übereinstimmung mit den Masseninstinkten beschlossen hat, daß am ersten Sonntag eines jeden Monats alle Volksgenossen Eintopf essen müssen, dann schwärmen die Primitiven aus und gucken den Mitbürgern in die Suppentöpfe oder schnuppern kontrollierend an den Türen — Warum? — schmeckt ihnen die Suppe besser, wenn sie das Bewußtsein haben, daß zu gleicher Zeit mit ihnen 70 oder 80 Millionen den Löffel in den Napf tauchen? — Nein, gewiß nicht! — Sie wollen nur „regieren helfen“, denn das ist etwas Großartiges, wenn man, obschon man selber nichts ist, unter Berufung auf den Popanz Staat, den man in diesem Augenblick, möglichst mit einer Tellermütze auf dem Kopf und einem Lederkoppel um den Bauch, repräsentiert, den andern beibringen kann, was sie zu tun und zu lassen haben. —

Ein paar Übertretungen der Vorschriften festzustellen, ist darum viel genußvoller, als melden zu müssen, daß alle brav ihre Suppe kochten. —

Genau so ist es, wenn der biedere Briefträger oder Straßensbahnschaffner Meyer, der sonst keiner Fliege etwas zuleide tut, als Feldwebel am Becher der militärischen Macht genippt und kraft des Gesetzes Gewalt über andere Menschen eingeräumt bekommen hat. Dann läßt er, ob es einen Sinn hat oder keinen, den Theologie-Aspiranten oder Musik-Pädagogen, der ihm „aufgefallen“ ist, mit Vergnügen in der Frosch-Hocke den Korridor der Kaserne ein dutzendmal auf und ab hüpfen, — wie sollte er sich sonst der berauscheden Reize, andern befehlen zu dürfen, überhaupt erfreuen können?

Der Mann kann ja selber gar nichts dafür — (der Feldwebel, verehrter Leser!) — er ist einfach als Mensch der Dosis Macht, die ihm eingespritzt wurde, nicht gewachsen; und was für ihn gilt, gilt im Großen für alle.

Macht und Gewalt über andere Menschen ist immer ein Rauschgift, welches bei denen, die davon genossen haben, das Bewußtsein von der Möglichkeit und Notwendigkeit eines natürlichen Verhältnisses zwischen den Menschen auslöscht.

Und je primitiver der Mensch ist, der von diesem Rauschgift genossen hat, desto toller wird sein Delirium. Es wird hier keiner den Verdacht hegen, daß ein letztes Beispiel aus unserer deutschen Geschichte etwa noch als Propaganda für die Monarchie herangezogen wird; wenn aber ein Geschlecht von Königen und Kaisern, das viele Jahrhunderte lang ein großes Volk regiert hat, seine Macht und Gewalt in kultivierter Weise ausübt und keinem Bürger seines Reiches jemals vorschreibt, dem Herrscher besonders umständliche Ehrenbezeugungen zu erweisen, so ist das gewissermaßen selbstverständlich. Das Geschlecht der Herrscher hat sich an das Gift der Macht gewöhnt, ist jedenfalls gegen die schlimmsten Wirkungen immun. —

Wenn jedoch ein aus dem Nichts gekommener Mensch, der es kaum bis zu einem bürgerlichen Beruf gebracht hat, innerhalb 14 Jahren zur politischen Macht über dieses selbe Volk kommt, dann ist das ganz etwas anderes — dann überschlägt er sich, und sein Gehirn treibt Blasen —, dann müssen 70 oder 80 oder 90 Millionen Menschen tagtäglich bei jedem simplen Anlaß, statt des schlichten landesüblichen Grußes, mit einer ministeriell vorgeschriebenen Freiübung ein „Heil“ auf seinen Namen ausstoßen. —

Es gab eine Zeit während des Niedergangs und der Zerfahrenheit der Demokratie, da philosophierte man in Spekulationen im Sinne von Oswald *Spengler* über die Heraufkunft des Cäsarismus, den Aufstieg starker Gewaltmenschen, die aus Rasse und angeborenen Herren-Instinkten die Zügel ergreifen würden; — und dann kam — statt des aristokratisch gedachten Diktators — etwas ganz anderes. — Was hier zur Macht kam, war der Typus *Massenmensch*, genau so primitiv wie der Feldwebel Meyer oder der Blockwart Matauscheck, der meint, alles vorzuschreiben, das sei „Regieren“ und der es darum für staatspolitisch wichtig hält, seine Nase in Dinge hineinzustecken, die weder ihn, noch die Allgemeinheit, noch die Regierung irgend etwas angehen würden. Und weil dieser Führer Geist von ihrem Geiste war, weil sie in ihm die Inkar-

nation ihrer eigenen Massen-Unzulänglichkeiten wie durch eine diabolische Fügung in das Rampenlicht der Weltpolitik kommen sahen, jubelten sie zu allem, was er aus der gemeinsamen Geistesverfassung heraus tat und redete. Hätte er von vornherein etwas getan und gesagt, was über ihren Horizont gegangen wäre, und wäre das öfters vorgekommen, dann hätte sich möglicherweise eine Entfremdung ergeben. So aber bildete dieser Führer mit seiner Gefolgschaft eine geschlossene Einheit, und wenn kein Tyrann der Weltgeschichte von der einsamen Höhe seiner Gewalt aus je in der Lage war, mit allgegenwärtiger Macht überall seinen stur-brutalen Willen geltend zu machen, so war doch dieser dazu in der Lage, denn er hatte tausend und abertausend Gestalten, stand an jeder Ecke, war in jedem Haus und fast an jedem Herd. Seine Macht beruhte darauf, daß er dem Typus, den er selber repräsentierte, und den er im Laufe der Jahre um sich geschart hatte, Rechte und Vollmachten gab. Und deren Macht war umgekehrt darauf gegründet, daß einer der ihnen den Schild der Staatsmacht über sie hielt bei jedem Terror und Gewaltakt, zu dem es sie in seinem Sinne gelüstete. — Von den Millionen, die aus Einfalt und aus gutem Glauben zu ihm stießen und viel zu spät bemerkten, daß man nicht mehr zurück kann, ist hier nicht die Rede, — obschon sie durch ihr Mitgehen wiederum die Macht vergrößerten, die ihren eigenen Peinigern bald unumschränkte Vollmacht gab.

Das politische Phänomen, um das es sich hier handelte, war also, noch einmal gesagt, nicht dies, daß ein Diktator aufkam, der, wie er es sich selber deutete, aus den dunklen Tiefen von Rasseeigenschaften, Sendung usw. im Sinne von Spengler die „dem Untergang geweihte“ Ordnung der Demokratie mit blutvollem Cäsarismus hinwegfegte; es ging um einen wesentlich anderen und profaneren Sachverhalt. Dieser Sieg war der Sieg des Massenmenschen, der mit seinen unheilvollen Eigenschaften von intellektueller Unzulänglichkeit und charakterlicher Hemmungslosigkeit der letzte sein dürfte, der die Ordnung des Ganzen zu bestimmen berufen wäre. Daß dieser

Mensch in der modernen Welt zahlreicher vertreten ist, ist oft gesagt worden; und daß seine Energien, in den krisenhaften Erschütterungen unseres Daseins aufgerüttelt, Entladung suchten, war gar nicht zu vermeiden. Sie fanden sie in einem, der die Zusammenfassung vornahm und ihnen in der gegebenen Verfassung den legalen Weg zu dieser Entladung bahnte. — Was will das heißen? — Es will heißen, daß ohne Hitler ein anderer oder eine andere Gruppe diesen Kräften im gleichen System der Weimarer Demokratie den gleichen Dienst erwiesen hätte. Der Radikalismus wäre vielleicht um einige Besonderheiten anders aufgetreten, denn die Unfähigkeit der gemäßigten Gruppen, den Sturm durch eine Politik zu beschwichtigen, welche die aufgewühlten Elemente in das Strombett friedlich-harmloser Betätigung, Arbeiten, Leben und Lebenlassen, zurückgeführt hätte, war so eklatant, daß in dieser Hinsicht keine Hoffnung am Platze war.

Es mag müßig erscheinen, über das zu reden, was hätte sein können, aber glaubt man denn im Ernst, daß eine Entwicklung, die etwa unter dem Zeichen der „Diktatur des Proletariats“ nach landläufigen Begriffen das Entgegengesetzte von der Hitlerschen Diktatur sein sollte, in ihrem ganzen wirklichen Ablauf etwas anderes gewesen wäre — oder sein würde? — Es wäre nichts Entgegengesetztes, sondern etwas absolut Gleichartiges gewesen und würde es auch heute noch sein, denn im einen wie im andern Fall ist es, soziologisch gesehen, die gleiche Substanz, die eine solche Entwicklung trägt.

Die Frage der Führung und damit des Wirksamwerdens irgendwelcher Bestrebungen regelt sich kaum einmal in dem Sinne, daß die Führenden die Mängel der Masse durch bessere Eigenschaften überdecken und veredeln, denn die Tendenzen sind doch die, dem Gleichdenkenden und zu gleichem Tun Entschlossenen Gefolgschaft zu leisten, nicht den Höherdenkenden und Besserwollenden zum Führer zu wählen. Und wenn man auch nicht ansetzen darf, daß die charakterlichen Mängel des Massenmenschen so groß sind, daß aus diesem Grunde die bösesten Kräfte von ihm zur Führung erkoren wer-

den, so ist es doch unzweifelhaft, daß seine Einsicht nicht ausreicht, die beste Wahl zu treffen. Graf *Hermann Keyserling* hat sehr richtig beobachtet, als er schrieb, daß von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer weniger große Menschen in der Führung der Massen in Erscheinung traten, und daß man immer häufiger unter der Tarnung der Vertretung des vierten Standes mit seinen berechtigten Sehnsüchten den fünften, denjenigen des Verbrechers, bestimmend auftreten sehen konnte. — Diese Tatsache hat sich jedoch nicht aus einigen gerade der jüngsten Vergangenheit eigenen Zufälligkeiten ergeben, sondern sie beruht auf zeitlos wirksamen Gegebenheiten. Der Massenmensch wird *immer* das geringste Maß von Einsicht haben, und seine Energie wird *immer* von den geringsten Hemmungen belastet sein — gibt ihm einen Zipfel der Gewalt, so wird er mit rabiaterm Draufgängertum die ganze an sich zu reißen suchen — und was er damit macht, wird *immer* zum Chaos führen, sich selbst und andern zum Untergang, denn Unverstand und Hemmungslosigkeit zusammen sind potenzierte Zerstörungskraft. —

*

Lange Zeit hat der Mechanismus der Demokratie nur gespielt, hat keine Entscheidungen herbeigeführt, sondern nur das Pendel einmal nach rechts und einmal nach links ausschlagen lassen, und so konnte nie offenkundig werden, was eigentlich geschieht, wenn einmal eine Gruppe das Übergewicht der Macht erhält, das ihr gestattet, das eigene Programm mit zwingender Verbindlichkeit auch für die andern durchzuführen. Einmal ist es nun soweit gekommen, und was dabei herauskam, war das Ende der Demokratie und der Freiheit.

Nun hat das Spiel von neuem begonnen, und wieder ist es das Bestreben jeder politischen Gruppe, das eigene Programm dem Ganzen aufzuzwingen. Ob man einfache Stimmenmehrheit oder Zweidrittel-Stimmenmehrheit für eine Entscheidung für erforderlich hält, macht keinen Wesensunterschied aus, solange man zu dem Grundsatz steht, daß die verfassungs-

mäßig vorgeschriebene Mehrheit die Basis der Gewalt über alle darstellt. Das war in der einstigen Verfassung so und ist heute wieder so.

Während sich die Verfassung eines Landes, von den starken Pfeilern der Freiheit und des Ordnungs-Strebens getragen, über alle Gruppen und Parteien spannen sollte, und keines anderen Sinnes bedarf, als daß sie allen, die vom Geist der Freiheit und dem Drang nach Ordnung beseelt, nach den noch nicht gefundenen besten Möglichkeiten einer Lösung suchen, den gleichen Schutz und gleiches Recht gewähren müßte — sind unsere heutigen Parteien von vornherein bestrebt, die Verfassung als ein erweitertes Parteiprogramm auszugestalten und gleich einzubauen, was eigentlich noch strittig ist. So haben sich im Sinne dieses Strebens verschiedene Parteien mit eigenen Verfassungsentwürfen der Öffentlichkeit vorgestellt.

Der Sinn einer solchen Politik ist so durchsichtig wie klares Glas. „Verfassung“ ist bei uns Deutschen nun, nachdem wir wieder angefangen haben, uns mit Demokratie und Menschenrechten zu befassen, anscheinend so ziemlich das Höchste und Unverrückbarste — auf das letztere legt man bei uns besonderes Gewicht —, was wir uns vorstellen können. Wenn man also eine parteipolitische Idee, ein Ordnungsprinzip, einen Programmpunkt in die Verfassung hineinzuschmuggeln versteht, dann müßte man doch gewonnenes Spiel haben! Sollte dann noch einer oder eine Gruppe wagen, den in der Verfassung fest verankerten Zustand, sei es nun der Religions-Unterricht in der Schule oder die staatliche Planwirtschaft oder die Total-Kollektivisierung, abzuschaffen — nicht durchzuführen, dann kann man die Sturmglöcken läuten — Verfassungsbruch! —

Wie lautet doch Artikel 17 der Verfassung von Hessen?

„Auf das Recht der freien Meinungs-Äußerung, der Versammlungs- und Vereinsfreiheit, sowie auf das Recht der Verbreitung wissenschaftlicher (!) und künstlerischer Werke kann sich nicht berufen, wer den verfassungsmäßigen Zustand angreift oder gefährdet. Ob diese Voraussetzung vorliegt, entscheidet im Beschwerdeweg der Staatsgerichtshof.“

Besteht nun der verfassungsmäßige Zustand darin, daß beispielsweise eine Links-Koalition die ihr in Art. 38 eingeräumten Möglichkeiten anwendet, „*Maßnahmen anzuordnen, die erforderlich sind* (man würde korrekter sagen: „für erforderlich erachtet werden“), *um die Erzeugung, Herstellung und Verteilung sinnvoll zu lenken und jedermann einen gerechten Anteil an dem wirtschaftlichen Ergebnis aller Arbeit zu sichern und ihn vor Ausbeutung zu schützen*“ — und ergibt sich bei der praktischen Handhabung dieser Politik, was sich schon mehrfach in der Wirtschaftsgeschichte ergeben hat, daß sie nicht den an sie geknüpften Erwartungen entspricht, sondern im Gegenteil beträchtliche Mißstände zeitigt, dann können dennoch wirtschaftswissenschaftliche Veröffentlichungen, die andere Verfahrensgrundsätze zur Lösung dieser Probleme verfechten, und politische Parteien oder Gruppen, die sich für diese ändern Methoden einsetzen, verboten und aufgelöst werden. —

Den Staatsgerichtshof können wir aus dem Spiele lassen; wenn er nach dem Wortlaut des verbindlichen Verfassungstextes urteilt — und welcher Jurist urteilt nicht so? und welcher hat das Recht, anders zu urteilen? —, dann werden die Andersdenkenden zum Schweigen gebracht. — Was ist damit gewonnen? — für die natürliche Lösung der Schwierigkeiten und die gedeihliche Weiterentwicklung gar nichts! — Aber gewonnen ist die unumschränkte Alleinherrschaft eines Prinzips, diesmal als vorausgegangene Mehrheitsentscheidung in den Mantel der Demokratie gehüllt; — wir haben sie wieder, unsere totale Staatsgewalt — und wer soll sie stürzen, wenn alle, die anders zu denken beginnen, von vornherein verboten und aufgelöst werden? —

Es ist erstaunlich, was wir Deutsche fertigbringen. Nach dem Zusammenbruch einer Gewaltherrschaft, die tausend Jahre unserer Kultur in Rauch und Staub und Trümmer aufgelöst hat, begreifen wir noch nicht, daß keiner und auch keine Gruppe je wieder Gewalt bekommen darf, die ändern zu ihrer Politik zu zwingen. Wir sind schon wieder darauf aus, diesmal

in einer „demokratischen Verfassung“ Vorkehrungen zu treffen, den Andersdenkenden auf „legale Weise“ um sein Menschenrecht zu bringen und unter Inanspruchnahme der Unfehlbarkeit das eigene Parteiprogramm von vornherein und unwiderruflich zum Gesetz für alle zu machen.

Doch um nun die Bestürzung über solches Treiben auf das rechte Maß zurückzuschrauben, wollen wir gerne gelten lassen, daß diese Politik nicht von Anfang an aus solchen finsternen Absichten hervorgegangen ist. Und so ist auch die Überzeugung, daß alle nur das Beste wollten, *der* einzige Umstand an der Sache, der uns gestattet, die Dinge nicht mit Verzweiflung, mit Zorn und Empörung zu betrachten, sondern mit einem Schuß Verständnis und mit gelassener Zuversicht. Mögen die Verfassungen angenommen sein oder nicht; es ist nichts unabänderlich, was falsch ist. Daß aber etwas falsch gemacht wurde, das merkt der eine früher, der andere später.

Doch wenn man es einmal gemerkt hat, sollte man sich nicht darauf verlassen, daß keine böse Absicht verfolgt worden ist, und darum keiner die gebotenen Möglichkeiten des Terrors nutzen wird. Es können heute die besten und von den lautersten Absichten beseelten Männer in den Ämtern sein, die es weit von sich weisen würden, den Andersdenkenden das Recht der Meinungs- und Koalitionsfreiheit zu nehmen, obschon die Verfassung es gestatten würde; wer aber morgen — oder sagen wir: in 14 Jahren — in den Ämtern sitzt und die gleichen bisher nur nicht genutzten Möglichkeiten in die Hand bekommt, das wissen wir noch nicht. —

*

Tausend- und abertausendmal ist uns in diesen Jahren nach dem Zusammenbruch gesagt worden, daß bei uns Deutschen eine innere Wandlung nötig sei. Wir sollen uns zur Demokratie bekehren. Nun sind die Jungen unter uns, die 20- bis 40jährigen, fast eineinhalb Jahrzehnte ihres Lebens in anderen Ideen aufgewachsen und haben nicht die geringste Erfahrung, wie Demokratie gehandhabt werden könnte und müßte. Die ande-

ren aber tragen Grundsätze vor und beginnen sie durchzuführen, die auf nichts anderem beruhen, als auf der Behauptung, die Mehrheit habe immer recht und darum müsse das geschehen, was sie beschließt. — Die Jungen lächeln spöttisch, denn — wenn etwas falsch ist, dann ist es dieser Satz; und alle neue weltwendende Politik erscheint in ihren Augen nur als das Bestreben, bei diesem System die Gewalt zur Abwechslung wieder der Mehrheit in die Hand zu geben. Von einer inneren Wandlung, *Abkehr von der Gewalt*, braucht keine Rede mehr zu sein — und so spitzt sich für die, die ehrlich nach der besten Lösung suchen, doch wieder alles nur auf die eine Frage zu, ob die Anordnungen der Mehrheit besser seien als eine Minderheiten-Führung. Bei dieser Fragestellung muß aus hinreichend erklärten Gründen das Mehrheitsprinzip schlechter abschneiden; jede Erfahrung wird das unterstreichen, und man wird das Minderheiten-Prinzip nicht danach beurteilen, daß es zu Terror, Konzentrationslagern und Krieg geführt hat, sondern man wird jeweils nur in Betracht ziehen, wie es in dem gegebenen Fall so einfach wäre, wenn eine „vernünftige politische Führung“ das Nötige anordnen würde. — Die Reaktion gewinnt an Boden. — Man sollte diese Gefahr nicht unterschätzen! Es gibt überhaupt kein besseres Mittel, die Demokratie bei uns um jeden Kredit zu bringen und mit Gewißheit zugrunde zu richten, als daß man sie für ein paar Jahre so weitermachen läßt, wie sie begonnen hat.

Wenn in den ersten Jahren nach dem deutschen Zusammenbruch schon wiederholt von jungen Brauseköpfen Taten und Kundgebungen verbrochen wurden, die gegen die Demokratie und für das Führerprinzip standen, so ist das einzig aus der vorstehend skizzierten Situation zu erklären, und es ist um der Menschenleben willen, die sinnlos aufs Spiel gesetzt wurden, tief bedauerlich, daß es nicht rechtzeitig möglich war, den tieferen Sinn der demokratischen Idee verständlich zu machen. Und die Lage bleibt, solange dieses Versäumnis weiterwirkt. Es dürfte klar sein, die größere Schuld besteht hier aus dem Versagen derjenigen, die ein Prinzip und eine

Denkungsart verfechten wollen, welche sie selber noch nicht besitzen. Und was die Weisungen und Beispiele aus anderen Nationen anbelangt, die uns als demokratisch angepriesen werden, so möchte man manchmal meinen, sie haben sich — statt daß wir frühzeitig von ihnen lernten — von unserem bösen Geiste der Gewalt fast etwas mehr angeeignet, als sich mit echter Demokratie verträgt. Es ist nicht unsere Sache, damit zu rechten; aber unsere Sache ist es, wenn wir die Erneuerung ehrlich meinen, die Denkungsart der kollektiven Gewalttätigkeit auch dann zurückzuweisen, wenn sie uns in der Verbrämung von Musterdemokratie präsentiert wird. Wir Deutsche haben vor Abgründen gestanden und haben uns einen Wind um die Nase wehen lassen müssen, von dem die andern wie wohlbehütete Knaben kaum eine rechte Vorstellung besitzen.

Wer von uns von der Verirrung in diese Regionen mit dem Entschluß zur Neubegründung einer besseren Lebensordnung zurückgekommen ist, der versteht unter Erneuerung etwas wesentlich anderes als die Übernahme von einigen Umgangsformen in der Politik, die man sich allenfalls auch in einer besseren Kinderstube aneignen könnte. Wenn aus dem Schoße unseres eigenen Volkes die Kräfte aufstehen werden, die unserem Leben wieder einen Sinn zu geben suchen, dann werden dies die besten Deutschen sein, die den uns eigenen *Willen zum Werk von dem unseligen Gedanken der Vergewaltigung Andersdenkender zu trennen vermögen*. Das wird ins Leben umgesetzte Toleranz sein; — und es wird Früchte tragen.

Solange aber nur davon die Rede ist, und alles Denken nur um die zwei Möglichkeiten kreist, ob die Gewalt der einen oder der andern Seite, der Mehrheit oder der „autoritären Führung“ in die Hand gegeben werden soll, ist Toleranz im letzten Sinne (wie unter Hitler) ein überflüssiger Begriff. Das sind doch nur Verwaschenheiten, wenn man als Mehrheitsdemokrat das Herrschaftsprinzip vertritt und dann im gleichen Atemzug, um vor sich selber und den anderen als besserer Mensch zu scheinen, proklamiert, man müsse auch der Minder-

heit Duldung und Gerechtigkeit erweisen. So redet Großmama, die nichts davon versteht. — Wenn aber ein Politiker so spricht, so glaubt er selber nicht daran, weil es nicht geht, weil doch der Grundsatz der Mehrheitsherrschaft auch ein „Totalitätsprinzip“ ist und, wenn er überhaupt einen praktischen Sinn haben soll, die gleichzeitige Duldung andersartiger Bestrebungen ausschließt. Darüber, über diese praktischen Konsequenzen, können auch die schönsten Reden nicht hinwegtäuschen, und das kann denen, die davon betroffen werden, nicht ganz verborgen bleiben.

Das ist also die „moralische“ Schwäche unserer heutigen Demokratie, daß sie genau so, wie das andere System, Gewalt einsetzen will. Sie wird dadurch ebenso brutal und verwerflich, wie die Diktatur, und wer sich vor die Wahl gestellt sieht, zwischen diesen Möglichkeiten zu entscheiden, der schaut vergebens nach einem Merkmal höheren sittlichen Wertes aus und entscheidet sich dann nach den Gesichtspunkten rationalistischen Denkens — sehr wahrscheinlich zunächst einmal innerlich gegen die Demokratie.

Erneuerung ist etwas anderes als nur die Rückkehr zu Methoden, die schon einmal probiert und falsch gehandhabt und gerade deshalb damals nur verlassen wurden. Es ist rein gar nichts damit zu gewinnen, daß man dieselben ausgetretenen falschen Wege nochmals geht.

Wir müssen ganz heraus aus diesen Bahnen, und wenn es klar ist, daß die beiden Möglichkeiten, die wir bisher kannten, alle beide keine Lösung sind, dann muß ein dritter Weg vorhanden sein.

Es geht in unserer Zeit um weitaus mehr als nur um das Recht-haben oder gar um Rücksichtnahme auf kleinbürgerliche Neigungen, die ebenfalls die Freiheit fordern, wenn auch aus Gründen, die nicht weiter wichtig sein mögen. Soviel muß klar sein: die ganze Verkrampfung des politischen Strebens, diese verbissene Sucht, das, was man rechthaberisch für nötig hält, mit Überredung, List, Tücke und Gewalt unwiderruflich durchzusetzen, ist ein gefährlicher Zustand. Wir kommen aus

diesem Zustand nur heraus, wenn wir uns eine Pause der Besinnung gönnen und uns darüber klar werden, daß mit dieser rabiaten Energie der eigentliche Sinn des demokratischen Gedankens, eine für *alle* befriedigende Ordnung zu gestalten, ganz in den Hintergrund geraten muß.

Wir müssen dahin kommen, daß wir mit Achtung und Verständnis für die Größe und die Schwächen anderer Menschen jedem zubilligen, es könne sein, daß er mit seinen Ideen und Plänen die beste Lösung wüßte. Wir selber mögen eigener Ansicht sein, vielleicht nur „nicht ganz reif“ für diese andern Pläne. — Im Stillen denken wir: Der andere ist nicht reif, und unsere Pläne sind die besseren. — Das bleibt uns unbenommen, und praktisch bleibt dahingestellt, ob diese oder jene Gruppe Recht hat, solange sie es noch nicht zeigen konnte.

Nun möchte freilich jede Gruppe zeigen, was sie sich dachte, und beansprucht dazu die ganze Macht. Das ist zu viel verlangt — ist es so schwer, das einmal einzusehen? — Wenn nämlich etwas, was die erste Gruppe durchzuführen beginnen würde, nicht ganz richtig wäre, so müßten das die andern wider besseres Wissen über sich ergehen lassen, solange, bis die Urheber solcher Fehler mit diesem großen Experiment die Unzulänglichkeit ihres eigenen Programms handgreiflich demonstriert und auch begriffen haben. — Nun könnte die nächste Gruppe kommen — vorausgesetzt, daß die erste es zulassen würde, die selbstverständlich bleiben und die aus den eigenen Fehlern resultierenden Schwierigkeiten mit weiterer Geschäftigkeit vertuschen möchte.

Wer in den letzten 25 Jahren politischer Wirklichkeit keine Parallelen zu dieser Überlegung findet, ist sicherlich erst kürzlich aufgewacht. — Soll es nun so, in dieser Art, reih-um weitergehen? Soll jedesmal das ganze Deutschland für jede zufällige Machtkonstellation und für jede fragwürdige Maßnahme das Versuchskaninchen sein? Und wieviel Jahre bzw. Jahrzehnte soll es denn dauern, bis wir auf diese bisher immer

so angestrebte Weise die beste Lösung gefunden haben? — Soviel Zeit gibt es gar nicht, wie dazu nötig wäre! — zumal die Künste, mit denen man zu verhindern trachtet, daß andere einmal an die Führung kommen können, wie bereits gezeigt, beachtlich hoch entwickelt sind und sicherlich noch weitere Ausbaumöglichkeiten bieten. Das führt zu weiterer Versteifung und weiteren Jahren unnützen Kampfes.

Es gibt noch eine Möglichkeit, und diese Möglichkeit ist wirklich etwas Neues in Geisteshaltung und in Tat:

Wir sollten also eine Übereinkunft treffen, welche jeder Gruppe das Recht einräumt, die Prinzipien der von ihr angestrebten Gesellschafts-Ordnung im Kreis der Gleichgesinnten durchzuführen. Die für das Ganze wichtigste Bedingung wäre die, welche die Abgrenzung solcher Bestrebungen gegen die Bestrebungen der anderen Gruppen betrifft. Der Grundsatz dieser Abgrenzung müßte der gleiche sein, der auch für die Abgrenzung der persönlichen Freiheit Allgemeingültigkeit beanspruchen kann, nämlich der Grundsatz, daß die Freiheit darin besteht, alles zu tun, was nicht die Freiheit der andern beeinträchtigt.

Es kann hier nicht gefordert werden, nun auch noch Programme für die verschiedenen Richtungen aufzustellen; das ist Sache der in Betracht kommenden Gruppen und Parteien, die schließlich wissen müssen, was sie wollen. Wenn eine Partei über ein kindliches Programm der „Zusammenfassung aller aufbauwilligen Kräfte“ und ähnliche grundstürzende Forderungen nicht hinausgekommen ist, so überlasse man sie gestrost der neuen Situation — sie wird nicht viel Schaden anrichten.

Als Beispiel — jedoch keinesfalls als einzige Möglichkeit — könnte indessen die Frage berührt werden, wie die sozialistischen Bestrebungen in die Möglichkeiten solcher Verwirklichungen einzuordnen wären*). Es steht nicht zur Debatte,

*) Vor der Drucklegung dieser Schrift kam mir gerade noch eine im Zusammenhang mit den verfochtenen Grundsätzen bedeutsame Veröffentlichung — „Freier Sozialismus“ von Alexander Mit-

ob Kollektivismus im letzten Sinne richtig ist oder nicht; es genügt, daß Menschen da sind, die ihn wollen. Sie sollen ihren Willen haben und sollen nach dem Prinzip des Gemeineigentums unter selbstgewählter Führung und mit dem Mitbestimmungsrecht der Arbeiter, frei von Unternehmer-Ausbeutung, wie sie denken, selbst die sozialistische Ordnung, wenn nicht für alle, so doch für sich gestalten. Die Frage, in welcher Form ihnen das Verfügungsrecht über die solcherart zur Sozialisierung gelangenden Unternehmungen übertragen werden soll, ist keine unlösbare Frage. Unternehmungen, die der größeren Gemeinschaft des ganzen Volkes gehören, können natürlich nicht einer beliebigen Gruppe umsonst zur Verfügung gestellt werden, sie müssen käuflich erworben, bzw. der Gegenwert nach einem Tilgungsplan aus den zukünftigen Erträgen bezahlt werden.

Weiterhin würde die Expropriation von Unternehmungen im Rahmen der gedachten Verfassung nicht zulässig sein. Kollektivistische Wirtschaftsweise muß möglich sein, ohne auf der Grundlage gewaltsam enteigneter Betriebe stehen zu müssen. Produktionsmittel müssen ohnehin immer wieder neu geschaffen und aufgebaut werden, und gerade das soll das System ja zeigen, daß und wie es die Kapitalakkumulation in der kollektivistischen Wirtschaft bewerkstelligt, und gleichzeitig die Lebensbedürfnisse der Arbeiter befriedigt. —

Mit der Substanz fremder Leistung zu wirtschaften, ist freilich leichter, aber es gibt kein verlässliches Bild von der eigenen Leistungsfähigkeit.

Der Übergang in die Freiheit und in das Eigentum der andern, den die bisherige Denkweise der Gewaltentscheidungen

scherlich und Alfred Weber — in die Hände, ebenso Alfred Weber: „Sozialisierung“. Die beiden Verfasser vertreten in ihrer Schrift einen „freikorporativen Sozialismus“, den sie dem in seiner Gefährlichkeit erkannten Totalitäts-Anspruch des Kollektivismus, wie er bisher verstanden wurde, gegenüberstellen. So liegt also das Programm für das Beschreiten eines Weges bereits vor; und es ist mir Freude und Genugtuung, darauf hinweisen zu können, — obwohl ich selber einen anderen Weg gehen würde.

auch in den Klassenkampf-Ideen als selbstverständlich gelten ließ, muß schließlich grundsätzlich fallen, das ist der Sinn der gedachten Verfassung. Wenn er weitergelten sollte, könnte er nicht nur zugunsten der Arbeiter gelten, sondern er wäre allgemeines Recht, und die Befugnis, andere zugunsten der eigenen Gruppe zu enteignen, stünde allen zu. Am besten würden dann diejenigen stehen, die letzten Endes gar nichts anderes mehr wollen, als nur enteignen, und wenn sie einen Landstrich ausgeplündert haben, wie Heuschreckenschwärme dorthin ziehen, wo noch etwas grünt und sprießt.

Grundsätze haben immer Konsequenzen; und der Grundsatz der Gerechtigkeit ist, daß er für alle gleicherweise gilt, denn „Gegenseitigkeit ist die Formel der Gerechtigkeit“, wie *Proudhon* sagte.

Der Kollektivismus würde seine Chancen haben, seine Möglichkeit, zu zeigen, was er leisten kann; was er anderswo gezeigt hat, genügt doch offensichtlich unseren Arbeitern selber noch nicht, um sich in voller Einmütigkeit dafür einzusetzen. — Er könnte auch mit den Problemen des wirklichen Lebens, mit den Beziehungszusammenhängen zwischen Arbeitsfreude, Lohn und Leistung, Produktionsertrag und Verwaltungskosten sich auseinandersetzen. Wenn er im ganzen mit dem Beispiel der Tat gewinnt und immer größere Massen zu ihm strömen, so ist das ganz in Ordnung; — wenn er verliert, so ist es seine Schuld. In beiden Fällen aber hat die große Gesamtheit den Nutzen, daß wirklich etwas geschehen kann, daß die Kräfte, die es wollen, sich nicht nutzlos nur am Widerstand der andern zerreiben, oder in einen Radikalismus hineingesteigert werden, der schlimmere Entladungen heraufbeschwört, — und noch den Vorteil, daß die Erfahrung alle Theorie ersetzt. Besser und unverfälschter als von denen, die sich einer Sache verschworen haben, kann ein Programm niemals durchgeführt werden. So ist denn das Ergebnis von Erfolg oder Mißerfolg über jeden Zweifel erhaben.

Hinzu kommt nun, daß andere Gruppen gleichfalls zeigen können, was sie wollen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Mög-

lichkeiten sichtbar werden, von denen bisher kaum die Rede war. Genau so sicher aber ist es, daß vieles an politischen Ideen verschwinden wird, was sich bisher mit großem Lärm in Szene setzte.

So kann sich zeigen, daß ein einziger klarer Grundsatz, der *Demokratie* und *Menschenrechte* gelten läßt und beide in das richtige Verhältnis zueinander rückt, eine Bresche öffnet — und den Ausweg freigibt zu einer freiheitlichen, selbstgewählten Lebensordnung.

Literatur: Jakob Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen, Alfred-Kröner-Verlag/Leipzig; R. N. Coudenhove-Kalergi: Revolution durch Technik, Paneuropa-Verlag/Leipzig-Wien 1932; Walter Körner: Zur Verfassungsfrage, Wedding-Verlag, Berlin 1946; Alexander Mitscherlich und Alfred Weber: Freier Sozialismus, Verlag Lambert Schneider/Heidelberg 1946; Oswald Spengler: Der Mensch und die Technik, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung/München 1931; — Der Untergang des Abendlandes, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung/München 1923; Frank Thieß: Geist und Geschichte, „Berliner Hefte“, Heft 3, 1946, S. 217/31, Wedding-Verlag/Berlin; Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919, Verlag Philipp Reclam jun./Leipzig.

Mitteilung des Verlags

In Fortsetzung der hier entwickelten Gedanken wird eine weitere Schrift des gleichen Verfassers die von der *Freiwirtschaftsbewegung* angestrebten Reformen in die verfochtene neue Politik einbeziehen.

Diese Reformen bedeuten den „*anderen Weg*“, der neben dem Weg des Kollektivismus sichtbar zu werden beginnt.

Erstmalig werden in diesem Zusammenhang auch die *soziologischen Bedingungen* berücksichtigt, die für den Ansatz politischen Handelns richtungweisend sind.

Neuordnung nach dem Prinzip *organischen Werdens* zu gestalten, im Keim und ersten Ansatz nicht auf Machtpolitik, Diktatur oder Mehrheitsherrschaft zu gründen, sondern auf *Freiwilligkeit*, das ist der Sinn einer neuen Politik, die das Bessere wachsen und werden läßt, statt danach zu streben, es mit Gewaltmethoden „durchzuführen“.

Das Erscheinen dieser in Vorbereitung befindlichen Veröffentlichung wird zu gegebener Zeit in der im gleichen Verlag erscheinenden Monatsschrift „*Die Gefährten*“ bekanntgegeben.

Rudolf Zitzmann Verlag, Lauf bei Nürnberg